

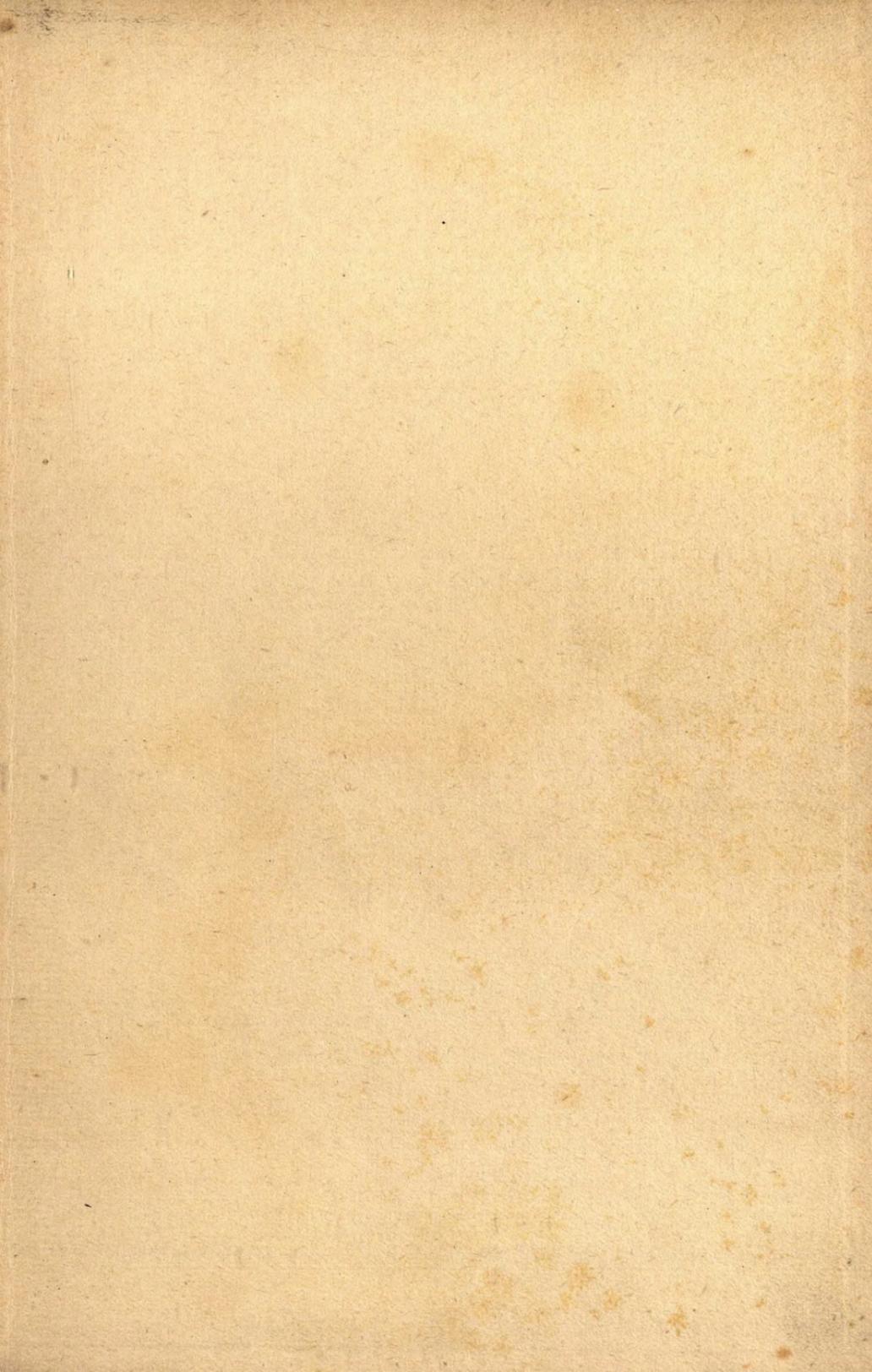
4192

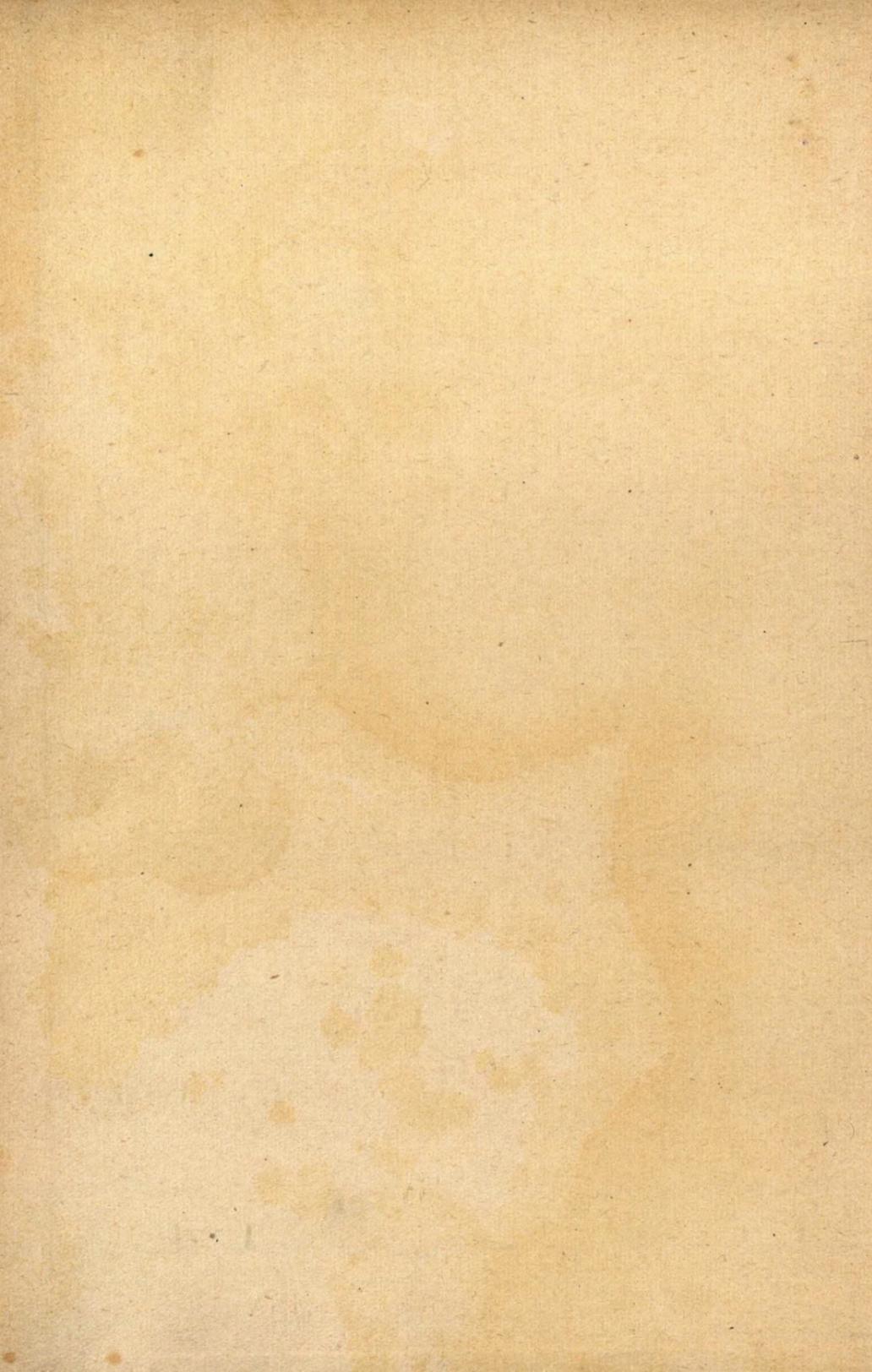
UNTER DEN
KOPFJÄGERN
AUF FORMOSA

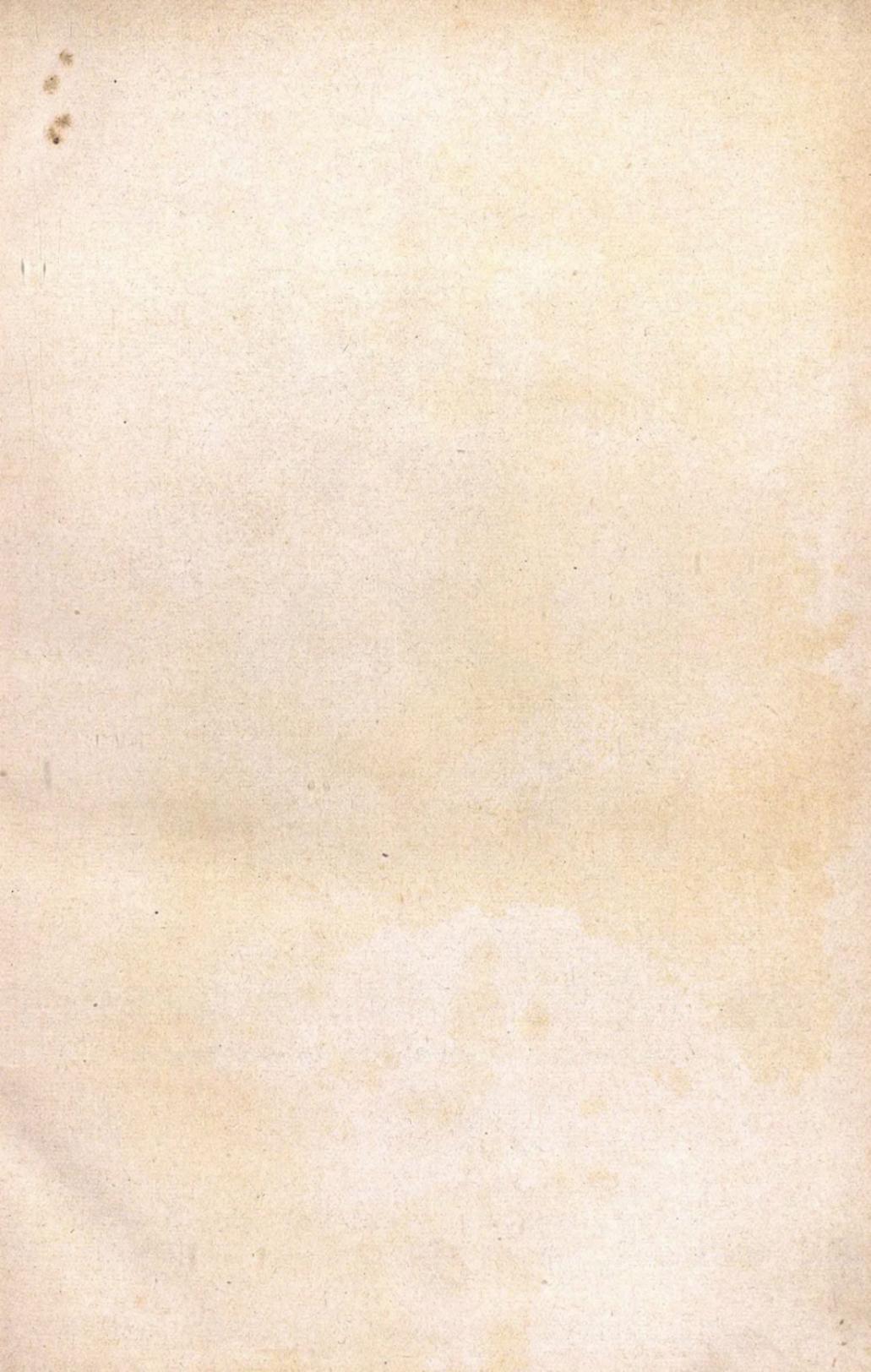


VON
J.B.M. McGOVERN

4. 80.









Die Verfasserin im Doktorhut der Gxforder Universität

Unter den Kopffägern auf Formosa

Von
Janet B. Montgomery
McGovern, B. L.

Mit 26 Abbildungen
auf Tafeln und im Text, einer Übersichts-
karte, sowie dem Bildnis der
Verfasserin

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165018

Verlag Strecker und Schröder in Stuttgart / 1923

Die Überetzung aus dem Englischen
besorgte Frances Kälpe



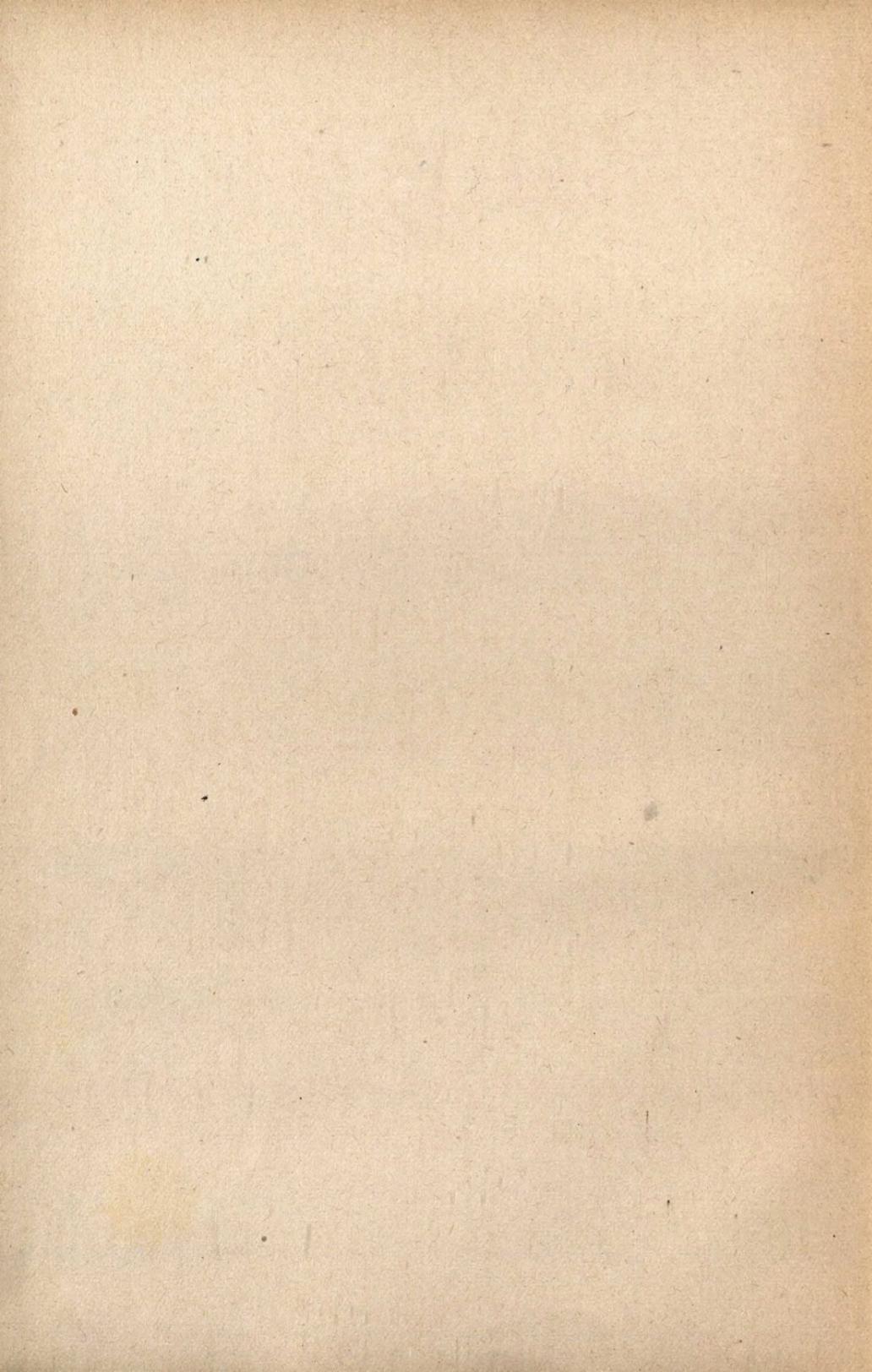
h192

07.11

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

NH-63506 N-4402861/TMK

Meinem Sohne, dem Gefährten
meiner Wanderungen,
gewidmet



Inhalt

	Seite
Vorwort	VII
I. Allgemeine Beschreibung der Insel und ihrer Bewohner	1
1. Wie ich nach Formosa kam	1
2. Erste Eindrücke	18
3. Kreuz und quer durch Formosa	26
4. Die heutige Bevölkerung Formosas	37
II. Die eingeborenen Stämme, ihre Sitten und Gebräuche	42
1. Rassemerkmale	42
2. Einteilung der Stämme	45
3. Soziale Gliederung	52
a) Kopffägerei	52
b) Mutterrecht	60
4. Religiöse Anschauungen und Gebräuche	68
5. Heirat und Ehe	84
6. Krankheit und Tod	91
7. Wohnhäuser, Gewerbe, Schmuck	98
8. Tatauierung und andere Formen der Verstümmelung	108
9. Verkehrsweisen	113
10. Zukunftsmöglichkeiten	116
Nachwort	118

Vorwort

Mein Buch „Unter den Kopffägern auf Formosa“ enthält eine Reihe von Beobachtungen, die ich während eines zweijährigen Aufenthaltes auf Formosa, vom September 1916 bis September 1918, gemacht habe. Das Buch ist eher für den allgemein gebildeten Leser als für den Fachgelehrten, sei er Anthropologe oder Ethnologe, geschrieben. Aus diesem Grunde sind viele Einzelheiten, hauptsächlich solche, die sich auf kleine Unterschiede der Sitten und Gebräuche unter den verschiedenen ursprünglichen Stämmen beziehen, ausgelassen worden; denn wenn auch diese Dinge einen Sonderforscher zu interessieren vermöchten, so würden sie den Laien wahrscheinlich ermüden.

Wie unvollständig dem Ethnologen auch die Behandlung des Gegenstandes erscheinen mag, so möchte ich doch hoffen, daß ein Bericht, wie ihn das Buch bietet, Kenntniß von den Stammesbräuchen und Gewohnheiten eines bisher wenig bekannten und sich rasch verringernenden Volkes zu verbreiten und vielleicht auch dazu dienen wird, weitere Forschungen zu ermutigen, ehe es zu spät dazu geworden ist.

Ein Autor, der sich mit „P. M.“ zeichnet, und in der „China Review“ 1873 (Band II) die Urvölker Formosas bespricht, sagt: „Verfall und Tod sind immer schmerzlich zu betrachten, jedoch wenn sich Verfall und Tod auf eine ganze Nation oder Rasse erstrecken, so wird das Gefühl zu einer wirklichen Trauer erweitert.“

Wenn solch ein Gefühl im Zusammenhang mit den Ureinwohnern in einem Europäer, der 1873 auf Formosa lebte, erweckt werden konnte, um wieviel mehr muß das jetzt, fast ein halbes Jahrhundert später, der Fall sein, da die Ureinwohnerschaft

von ungefähr dem sechsten Teil (nach einer Schätzung von Keyne in seinen Bemerkungen über Formosa in „Man Past and Present“) bis heute auf ungefähr drei vom Hundert der Gesamtinselbevölkerung gesunken ist — eine Abnahme also von über achtzig vom Hundert in weniger als fünfzig Jahren zu verzeichnen hat.

Unter dem heutigen System „wohlwollender Assimilation“ von seiten der japanischen Regierung scheint die einheimische Urbevölkerung sogar noch rascher abzunehmen, als das unter chinesischer Herrschaft geschah, die im Jahre 1895 zu Ende ging. Soll daher der Fehler, der im Fall der Tasmanier begangen wurde, diesmal bei den Ureinwohnern Formosas vermieden werden — daß man sie nämlich aussterben ließ, ehe sichere und genaue Kenntnisse über ihre Gebräuche und ihre Glaubensart gesammelt waren —, so sollten jetzt alle nur erreichbaren Tatsachen, sowohl sozialer als physischer Natur, ohne weiteren Aufschub beschafft werden. Wie es scheint, ist bis heute wenig für das wissenschaftliche Studium dieser Völker geleistet worden, trotz der Keyneschen Feststellung, daß „Formosa ein sonderbares ethnisches und sprachliches Verbindungsglied zwischen den kontinentalen und ozeanischen Völkerschaften Asiens darstellt“.

Dr. W. Campbell bemerkt in „Hastings Encyclopaedia of Religion and Ethics“ (Band VI): „Die erste Erkenntnis, die sich einem bei Arbeiten über die Wilden von Formosa aufdrängt, ist der Mangel an zuverlässigem Quellenmaterial.“ Sollte das, was ich als erste weiße Frau, die mitten unter gewisse Stammesgruppen dieser Wilden gegangen ist, mitzuteilen habe, dazu dienen, den ungewöhnlichen Mangel an Aufzeichnungen zu verringern, so ist die Zeit, die ich auf meine Forschungen verwandte, nicht verloren gewesen.

Salzburg, März 1922.

Janet B. Montgomery McGovern



1. Mann und Frau vom Yamistamm mit „Osterhüten“, die beim Frühlingsfest zu Ehren des Meeresgottes getragen werden;
Botel Tobago



2. Männer (sitzend) und junge Frauen (stehend) aus dem Taiyuanstamm



3. Tor an der alten chinesischen Mauer, die früher Taiyuan, die Hauptstadt Formosas, umgab, jetzt aber in Trümmer fällt

I. Allgemeine Beschreibung der Insel und ihrer Bewohner

1. Wie ich nach Formosa kam

Niemals werde ich jenen ersten Anblick Formosas vergessen, als ich auf dem Dampfer von Manila nach Nagasaki reiste. Da lag das Eiland im Licht des tropischen Sonnenaufgangs, schimmernd und strahlend wie ein großer Smaragd inmitten eines so lebhaften und kraftvollen Grüns, wie ich es nimmer zuvor, selbst in den Tropen nicht, gesehen hatte. Während des größten Theils des Tages blieb es in Sicht, scheinbar langsam an uns vorübertreibend — ein Smaragd auf einem Lager von Türkis. An jenem Tage herrschte weder Typhon noch Typhongefahr, und in solch ruhigen Stunden bietet das chinesische Meer mit seiner wunderbaren Bläue und friedlichen Stille einen Ausgleich für die vielen anderen Tage, an denen es wie ein tobender Drache (für den es die chinesischen Bauern tatsächlich halten) in seinem trüben Grün, weißen Schaum haushoch von sich speiend, alle mit Tod und Vernichtung bedroht, die ihm zu trotzen wagen. Aber keinem ungeschliffenen Edelstein glich die smaragdene Insel. Nicht ohne Grund nennen sie die Chinesen „Taiwan“, ein Name, der in ihrer Sprache eine von Terrassen umgebene Bucht bezeichnet. Diesen so recht passenden Namen haben auch die Japaner, die heutigen Herren der Insel, übernommen. Übrigens beziehen sich die Terrassen nicht auf jene kleinen und niedrig gelegenen Reisfelder, die seit einigen Jahrhunderten von chinesischen Kulis an der fruchtbaren Ostküste der Insel angelegt und gepflegt worden sind, sondern auf jene kühneren Bergstufen, die die Natur selbst schuf und mit jener wildwuchernden Pflanzenfülle bedeckte, die nur tropische Regengüsse in Abwechslung mit tropischer Sonne hervorzubringen vermögen.

Diese Terrassen, wie sie in glänzendem Grün leuchteten und

das Sonnenlicht an jenem Apriltage zurückzuwerfen schienen, als wir durch den Wendekreis des Krebses segelten, der Formosa mitten durchschneidet, glichen seltsam den sorgfältig polierten und geschliffenen Facetten eines Smaragdes.

Der Blick, den ich an jenem Tage von dem schimmernden Eiland mit seiner lebhaften Färbung und scheinbar wunderbar ausgemeißelten Oberfläche erhaschte, verblieb mir als liebliche Erinnerung an die Jahre meines Aufenthalts in Japan.

Obwohl Formosa seit 1895 japanische Kolonie ist, bereitet es mancherlei Schwierigkeiten, in Japan über die Insel genaue Auskunft zu erlangen. Unter den Japanern selbst hört man nur von der eigenen staunenswerten Energie und Geschicklichkeit reden, womit sie die Erzeugnisse der Insel — Zucker, Kampfer, See — ausbeuten, und von der Opiumbereitung, einem Regierungsmonopol. Von den englischen, schottischen und kanadischen Missionsangestellten in Formosa, die zuweilen den Sommeraufenthalt in Japan nehmen, erfährt man um so mehr von der Ausbeutung der chinesischen Bevölkerung Formosas durch die Japaner — eine Tatsache, die ich später in grausamer Weise bestätigt fand.

Während ich in Japan lebte, hörte ich ab und zu allerhand von den „Kopfsägern“, den eingeseffenen Stämmen in den Bergen Formosas, munkeln, jedoch gelang es mir kaum, Genaueres über sie zu erfahren. Wenn man die Japaner über sie befragte, so waren sie entweder zurückhaltend, oder sie ergossen sich sofort in Lobeshymnen auf die Großmut der japanischen Regierungsleute in Formosa, die jenen schmutzigen Wilden noch das Leben vergönnten, besonders da einzelne Stämme sich vermessen hatten, gegen die japanische Regierung der Insel zu rebellieren. Von den Sitten und Gebräuchen der Ureinwohner wußten die Japaner nichts zu sagen, auch die Missionare in Formosa selbst schienen nicht viel besser unterrichtet zu sein. Ihre Missionsarbeit, sagten sie, beschränkte sich auf die chinesische Bevölkerung der Insel. Nur ab und zu erlaubten sie sich einen taktvollen Versuch, auch einen Japaner zu bekehren. Ja, sie glaubten zu wissen, daß es Ureinwohner in den Bergen gebe. Einer von ihnen hatte ein-

mal auf einer Wanderung von einem chinesischen Dorf zu einem anderen im Innern der Insel eine Königin oder „heidnische Priesterin“ gesehen, die von den Ureinwohnern auf den Schultern getragen wurde. Mehr könnten sie nicht aussagen. Ja, möglich sei es schon, daß diese Wilden den Leuten die Köpfe abschneiden, wenn sie dazu Gelegenheit fänden — sie seien doch Heiden, was könne man da erwarten?

Statt der erhofften genauen Auskunft wurde mir dann freilich manch irreführende Belehrung zuteil. So erinnere ich mich etwa eines Buches, dessen Verfasser Formosa nie gesehen hatte und das den Eindruck erweckte, als sei die ganze Insel von Wilden bewohnt „mit einem nur kleinen Einschlag von Japanern, Chinesen, Engländern und Philippinos“. Die zuverlässigste Auskunft über Formosa fand ich erst später, nachdem ich Japan bereits verlassen hatte, in den Spalten der „Japan Chronicle“, einer englischen, in Kobe erscheinenden Zeitung, und zwar im Zusammenhang mit dem Bericht über außerordentlich strenge Vergeltungsmaßnahmen, welche die japanische Regierung Formosas gegen einige einheimische Stämme verhängt hatte, weil diese sich gegen die japanische Gendarmerie (aiyu-sen) erhoben hätten. Dieser grausame Zug im Charakter der Japaner erschien mir zunächst nicht recht glaubwürdig; ich war damals noch nicht in Korea oder einem anderen von Japan abhängigen Staate gewesen. Was jedoch von den Ureinwohnern gesagt wurde, erregte mein Interesse in einem Grade, daß ich den Entschluß faßte, sie aus erster Hand zu studieren.

Verschiedene Umstände verhinderten meine Reise nach Formosa für längere Zeit. Ein Ausländer — sei er Amerikaner oder Europäer — ist überall im japanischen Reich mehr oder weniger unter Aufsicht, in den Kolonien Formosa und Korea noch mehr als in Japan selbst. Jeder Versuch, nach Formosa zu gehen und dort eine selbständige Untersuchung der einheimischen Stämme zu wagen, wäre sicher in höflicher Weise von den japanischen Behörden vereitelt worden. Eine Fahrt auf eigene Faust konnte freilich, sofern genügend Geld zur Verfügung stand, leicht er-

möglichst werden. Ich wäre gewiß auf das zuvorkommendste von den japanischen Beamten der Insel empfangen und von ihnen an die Stätten geleitet worden, die sie für die Besichtigung geeignet fanden, und den Menschen vorgestellt worden, denen ich nach ihrer Meinung hätte begegnen dürfen. Solcherart waren die Erfahrungen verschiedener „Ausländer“ gewesen, die die Insel zu Forschungszwecken besucht hatten. Um auf die Dauer in Formosa zu leben, muß man die japanische Obrigkeit völlig über den Zweck und die Notwendigkeit des Aufenthalts beruhigt haben. Zu jener Zeit hatte ich aber noch keine, meine Anwesenheit genügend begründende Beschäftigung in Formosa. Auch fehlte einem „Bradyaga“ (Vagabund) wie mir das Kapital, um ein Geschäft in Zucker oder Tee zu eröffnen, was wenigstens meinen Aufenthalt glaubwürdig begründet hätte. Außerdem aber: eine Frau als Tee-Exporteur — das hätte die japanischen Behörden schwerlich befriedigt!

So blieb denn mein Wunsch, etwas von den Ureinwohnern Formosas aus erster Hand zu erfahren, zunächst noch unerfüllt; ich wandte meine Aufmerksamkeit anderen Dingen zu. Dann aber, sonderbar, geschah es einige Monate später, als ich gerade in Kyoto mit Studien über den Mahayana-Buddhismus beschäftigt war, daß ich ein völlig unerwartetes Angebot erhielt, das mich als Lehrerin der englischen Sprache an die japanische Regierungsschule nach Taihoku, der Hauptstadt Formosas, berief.

Ich hatte Englisch in Japan unterrichtet, sowohl in Tokio als auch in Nagaschima, der malerischen und interessanten, weil noch nicht von Touristen heimgesuchten, südjapanischen Stadt am Fuße der Sakurajima, eines noch tätigen Vulkans, der während meines dortigen Aufenthaltes, im Jahre 1914, einen Teil der Stadt zerstörte und mehrere hundert Einwohner tötete. Ich wußte also, wie sehr auch die Japaner sonst in den verschiedenen Teilen des Reiches voneinander abweichen mochten, — in einer Hinsicht wenigstens waren sie einander sonderbar ähnlich: in ihrer Unfähigkeit, sich eine europäische Sprache anzueignen. Dies ist gewiß eine eigentümliche Tatsache, die im

stärksten Gegensatz zu ihrer Nachahmungsfähigkeit auf anderen Gebieten liegt. Englisch in Japan zu lehren, war daher keineswegs ein leichtes Amt, aber es eröffnete mir den Weg nach Formosa; es diente mir als Grund für meine Anwesenheit auf der Insel. Ich nahm also das Angebot an und erklärte mich bereit, in der Schule, die für die Söhne japanischer Beamter in Formosa erstellt worden war, englischen Unterricht zu erteilen. Eine Schule für japanische Beamtentöchter ist gleichfalls in Taihoku errichtet; ein interessanter Beleg für die Stellung der Frau in Japan, auch noch in der heutigen Zeit, ist die Gepflogenheit, daß, während an der Knabenschule verschiedene ausländische Lehrer, Engländer oder Amerikaner, tätig sind, in den Mädchenschulen nur einheimische Kräfte unterrichten dürfen. Für Mädchen seien ausländische Lehrer zu „kostspielig“ — sagen die Japaner.

Im September 1916 segelte ich von Kobe nach Keelung, dem nördlichsten Hafen von Formosa.

Formosa liegt ungefähr eintausendfünfhundert Kilometer südlich von Kobe und, wie angenommen wird, etwa tausend Kilometer südlich von Kagoshima, dem südlichsten Punkt Japans. Die viertägige Reise durch das östliche chinesische Meer, die Tung Hai, ließ, besonders im letzten Teil, an Wärme nichts zu wünschen übrig. Ehe noch Keelung erreicht war, mußten die Decken und Mäntel, die während der Ausfahrt aus Japan wohltuend gewirkt hatten, mit der denkbar leichtesten Kleidung, die sich aus Koffern und Taschen hervorholen ließ, vertauscht werden. Zwei schottische Missionare, die in ihr Arbeitsgebiet unter den Chinesen im südlichen Teil der Insel zurückkehrten, waren die einzigen Weißen an Bord. Die übrigen Passagiere erster und zweiter Klasse waren mit einer einzigen Ausnahme Japaner, hauptsächlich japanische Beamte. Diese eine Ausnahme war die interessanteste Persönlichkeit an Bord: ein Formosa-Chinese, der vor der Besitzergreifung Formosas durch die Japaner zu den „alten“ Familien der Insel gehört hatte. In jenen Tagen, da die „alten“ Familien in Formosa noch als wohlhabend gelten konnten, war

dieser Formosa-Chinese noch Hongkong geschickt worden, um dort in einem englischen Gymnasium erzogen zu werden. Seiner Bekanntschaft verdanke ich allerlei interessante Angaben, denn er erzählte mir in vorzüglichem Englisch aus der früheren Geschichte Formosas, wie sie in alten chinesischen Manuskripten aufgezeichnet ist. Von ihm erfuhr ich auch mancherlei von den alten Sagen der chinesischen Bauernschaft über den Ursprung der Insel. Im Volksgemüt ist auch dieses Eiland, wie fast alles in China, mit dem Drachen in Beziehung gesetzt worden. Der Sage nach, die die alten chinesischen Geographen allen Ernstes zu wiederholen pflegten, sei der für die Entstehung Formosas verantwortliche Drache von ganz ungewöhnlicher Wildheit gewesen. Die Heimat dieses Fürsten unter den Drachen war Woo-hoo-mun (Fünf-Tiger-Tor), das am Eingange von Foochow, einer Stadt an der südchinesischen Küste, liegt. Eines Tages also zog die Drachenherrschaft in spielerischer Laune in die Grundtiefen des Ozeans und brachte vom Meeresgrunde genügend Erde herauf, um daraus ein Abbild seiner selbst zu formen. Keelung wurde der Kopf; die lange schmale Halbinsel, die in Kap Garanbi, dem südlichsten Punkt der Insel, endet, stellte den Schwanz dar. Die großen Gebirgsketten, die sich von Norden nach Süden ziehen und von denen Monte Sylvia und Monte Morrison¹ die höchsten Gipfel bilden, sind sozusagen das dornige Rückgrat des Drachens.

So also entstand, der Überlieferung gemäß, das Eiland Formosa oder Taiwan. Sein Flächeninhalt ist ungefähr halb so groß wie Schottland (oder der Freistaat Bayern), aber der Form nach ist es lang gestreckt und schmal, und zwar ist es der Luftlinie nach 400 Kilometer lang und an der breitesten Stelle etwa 120 Kilometer breit; wenn man aber tatsächlich die Insel vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden durchmisst, ist es selbst auf dem kürzesten Wege notwendig, über

¹ Monte Morrison, von den Japanern Niitaka-Yama genannt, ist der höchste Berg im japanischen Reich und übertrifft um fast 1000 Fuß den weltberühmten Fuji in Japan.

500 Kilometer zu reisen. Von China ist das Eiland durch den Formosakanal getrennt, der in seiner größten Breite ungefähr 360 Kilometer, an der schmalsten Stelle nur 90 Kilometer mißt. Der Drache scheint also Wert darauf gelegt zu haben, sein eigenes Denkmal in sichtbarer Nähe seines ständigen Wohnsitzes zu haben. So behaupten denn auch die chinesischen Fischerleute, daß an klaren Tagen die Küstenlinie Chinas von der Westküste Formosas aus erblickt werden könne. Ich selbst habe sie zwar nie gesehen, da wohl schon allein die Krümmung der Erdoberfläche ein Sichtbarwerden aller Wahrscheinlichkeit nach verhindert, und so nehme ich an, daß die Fischerleute den Küstenstrich der Pescadores (kleiner Inseln, die zwischen China und Formosa, jedoch näher an Formosa liegen) für China selbst gehalten haben.

Auch einiges aus den frühhistorischen Aufzeichnungen über Formosa erzählte mir mein chinesischer Wandergefährte auf dem „Osaka-Shosen-Kaisa“-Dampfer. Es scheint, daß die Insel in chinesischen Aufzeichnungen zum erstenmal im „Sui-Schu“, der Geschichte der Sui-Dynastie, die von 581 bis 618 n. Chr. währte, erwähnt wird. Zu jener Zeit hielten chinesische Geschichtsforscher und Geographen Formosa für eine Insel der Lu-Chu-Gruppe; das ist jene lange Kette winziger Inseln, die das Meer vom Süden Japans bis zum Norden Formosas bedecken, wie die Steine im Märchen des Däumlings, die er aus seiner Tasche fallen ließ, damit er und seine Brüder dieser Spur entlang den Weg in ihr verlorenes Heim zurückzufinden vermöchten.

Nach den Berichten alter chinesischer Historiker waren die Ureinwohner Formosas, etwa bis zum sechsten Jahrhundert n. Chr., ein friedliches und ruhiges Volk, das nichts gegen die Ansiedlungen der Chinesen an der Küste im Schilde führte. Dann, um das Ende des sechsten Jahrhunderts — soweit eben abend- und morgenländische Zeitrechnungssysteme miteinander in Einklang gebracht werden können —, zu Beginn der Sui-Dynastie, zogen von Süden her räuberische Banden die Insel aufwärts, besiegten die Bewohner der Westküste und trieben die über-

lebenden Ureinwohner in die zentralgelegenen Berge zurück. Ein wenig später, ungefähr im siebenten Jahrhundert, so berichtet der chinesische Historiker Ma Tuan-hiu, zog eine chinesische Expedition nach Formosa, mit der Absicht, die neuen Bewohner zu zwingen, China einen Tribut zu entrichten. Wahrscheinlich lehnten diese, die vielleicht malaiischen Ursprungs waren, die Forderung ab. Daraufhin wurden ihrer Unzählige von den Chinesen getödtet, die auch viele ihrer Dörfer verbrannten und sich des vergossenen Blutes der Getödteten bedienten, um damit ihre Boote zu bestreichen. Wer die eigentümliche Ehrfurcht aller primitiven Völker vor dem Blut kennt, und wer da weiß, wie viele Zeremonien religiöser und sozialer Art es gibt, bei denen der Gebrauch des Blutes die Zeremonie heiligt, für den ist es leicht verständlich, daß unter den Formosa-Wilden dieser Vorgang ein weit größeres Entsetzen verursachte als die Niedermezelung selbst.

Trotz der unbarmherzigen Maßregeln der Chinesen, womit sie den Tribut zu erzwingen suchten, hielten dennoch die wilden Völker des Südens an ihrem Widerstand fest; so mußten die Chinesen schließlich ohne Tribut abziehen, ja selbst ohne sich ein darauf bezügliches Versprechen gesichert zu haben. Nach chinesischen Berichten war das ein noch nie dagewesener Mißerfolg der „Söhne des Blumenreiches“ im Verkehr mit Barbaren.

Während einiger Jahrhunderte scheinen chinesische Berichte Formosa kaum oder gar nicht weiter zu erwähnen; im zwölften Jahrhundert aber geschah etwas noch Merkwürdigeres, soweit die Beziehungen zwischen China und Formosa in Betracht kommen. In der Fokienprovinz in China erschien nämlich eine Bande von mehreren hundert Formosanern in den an der Seeküste gelegenen Dörfern mit der Absicht, Eisen aus den Häusern und Läden der Chinesen zu rauben. Dieses Metall schätzten sie über alles, seitdem sie erfahren hatten, daß sich daraus Speer- und Pfeilspitzen, auch Messer, herstellen ließen. Ja, so sehr erpicht waren sie auf das Eisen, daß, wenn sie einen eisenbeschlagenen Speer auswarfen, sie ihn an einer etwa hundert

Fuß langen Leine aus Ochsenhaut wieder zurückzogen, deren eines Ende sie in der Hand festhielten, während das andere am Speerschaft befestigt war. Alle aus Eisen gearbeiteten Waffen waren ihnen viel dienlicher als die aus Steinen gemachten, und wenn sie auch in der Schmiedekunst nicht bewandert waren, so brachten sie es doch beispielsweise fertig, Schwerter in Pflüge umzuarbeiten. Schlösser, Riegel, Nägel aus den Häusern der chinesischen Dörfer wurden so verwertet, auch alles sonst aus Eisen Hergestellte, was ihnen nur unter die Hände kam. Es wird erzählt, daß sie, ehe es gelang, sie fortzujagen, sich einer großen Menge Eisens in den verschiedensten Formen bemächtigt und in ihren Booten davongeschleppt hätten. Dieses ist das erste überlieferte Wagnis der Formosa-„Barbaren“, den Kanal, der ihre Insel von China trennt, zu durchkreuzen.

In der Zeit der Yuan-Dynastie, um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts (vermutlich im Verlauf der Expedition Kublais, 1281, die durch Sturm verunglückte), erbrachte eine chinesische Expedition den Beweis, daß Formosa nicht zu der Lu-Chu-Inselgruppe gehöre. Diese Erkenntnis hatte gewisse tragische Folgen für einen hervorragenden chinesischen Gelehrten. Die Geschichte der Yuan-Dynastie berichtet nämlich, daß ein Gelehrter der Fokienprovinz den Rat gegeben habe, Japan von den Lu-Chu-Inseln aus anzugreifen. Da er nun auch Formosa für eine Insel der Lu-Chu-Gruppe hielt, bat er den chinesischen Admiral, Yangtsian, zuerst dorthin zu segeln. Es scheint, daß es die Absicht des Admirals gewesen ist, direkt von Nordchina nach Japan zu segeln; aber aus Achtung vor der Gelehrsamkeit, die dem Chinesen eigentümlich ist, folgte der Admiral dem Räte Yangtsians, besonders da dieser zu einem Marineringe befördert und der Expedition als Ratgeber zugeteilt war. Die Expedition erbrachte zwar den Beweis, daß die Hauptinsel der Lu-Chu-Gruppe viele „li“ nordwärts von Formosa gelegen ist. China hatte an geographischen Kenntnissen gewonnen, aber der Angriff kam natürlich nicht zustande. Der an dem Mißerfolg schuldige Gelehrte verlor bei diesem Handel jedenfalls am meisten, nämlich seinen Kopf und dies im buch-

stäblichen Sinne. Aber auch nach dieser Expedition wurde Formosa noch immer „Klein Lu-Chu“ genannt.

Erst zur Zeit der Ming-Dynastie (von 1368 bis 1644) wird die Insel „Taiwan“ genannt. Tatsächlich scheinen chinesische Gelehrte anzunehmen, daß die urkundlich beglaubigte Geschichte der Insel erst während dieser Periode beginnt. Das Ereigniß, das in chinesischen Chroniken die Geschichte der Insel einleitet, war die — unbeabsichtigte — Expedition des Eunuchen Wan San-ho, eines Offiziers des chinesischen Hofes, im Jahre 1430. Wan San-ho war besuchsweise in Siam gewesen; auf der Rückreise brach ein Taifun aus, und das Schiff wurde so weit aus dem Kurs geworfen, daß der Kapitän sich gezwungen sah, den nächsten Hafen anzulaufen. Und das war wahrscheinlich der Hafen von Anping an der Südwestküste von Formosa, unweit der heutigen Stadt Tainan. Wan San-ho soll dann einige Zeit auf der Insel geblieben sein und Kräuter und Pflanzen von hohem Heilwert von hier nach der Heimat gebracht haben. Ja, es wird sogar behauptet, daß die Chinesen noch heute in ihren Apotheken Kräuter aus den Sämereien verwenden, die Wan San-ho im fünfzehnten Jahrhundert von Formosa herübergebracht haben soll. Für die Richtigkeit dieser Behauptung kann ich freilich nicht einstehen; auch mein Freund, der Formosa-Chinese, von dem ich zuerst die Geschichte über Wan San-ho hörte, wollte sich dafür nicht verbürgen, doch glaubte er selbst offenbar fest daran.

Während der Ming-Dynastie wurde auch die erste urkundlich überlieferte Beziehung der Japaner zu Formosa geknüpft. Dies geschah gegen Schluß der japanischen Ashikaga-Dynastie, die nach japanischen Angaben von 1336 bis 1573 währte. Zu dieser Zeit war das japanische Reich der Schauplatz heftiger innerer Parteikämpfe. Diese staatliche Unordnung benützten japanische Piraten unter dem Banner von Hachiman, dem japanischen Gott des Krieges, zu Plünderungen an der chinesischen Küste; sie errichteten Hauptquartiere, zuerst auf der kleinen Inselgruppe der Pescadores an der Westküste Formosas und später

in dem Hafen, der heute als Keelung (auf Formosa) bekannt ist. Da sie von Japan aus durch keine staatliche Autorität beschränkt wurden und zur See keinem stärkeren Feind begegneten, machten sie erfolgreiche Plünderungszüge nicht nur gegen die Städte der chinesischen Küste, sondern auch regelrechte Raubfahrten südwärts bis gegen Siam. Die Beute dieser Raubzüge wurde offenbar zunächst nach Keelung, dann nach Japan gebracht, wo man sie mit hohem Profit verkaufte.

Doch blieben die japanischen Seeräuber nicht lange Alleinherrscher. Zur selben Zeit nämlich, da die Japaner ihr Hauptquartier in Keelung errichteten, hatten nordchinesische Piraten sich in Tainan im südlichsten Teil der Insel festgesetzt. Der Verkehr zwischen den chinesischen und japanischen Piraten scheint freilich kein unfreundschaftlicher gewesen zu sein, obgleich ihre Nationen im Kriege miteinander lagen. Wenigstens sprechen die Berichte dafür; als Geächtete kümmerten sie sich offenbar um die Dinge in ihrem Vaterland nicht, und so währte dieser Zustand noch über hundert Jahre. Während des sechzehnten Jahrhunderts scheint dann Formosa, das damals von den Japanern „Takasago“ genannt wurde, ein neutraler Boden, ein Verbindungsland zwischen den beiden Völkern gewesen zu sein, die sich im übrigen fremd und feindlich gegenüberstanden. Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurden die chinesischen Piraten unter der Führung von Gan Shi-sai, dem Großvater des berühmten Koksinga, vereinigt, dem zu Ehren noch vor kurzem von den Japanern Altäre errichtet wurden, weil man in Erfahrung gebracht hat, daß seine Mutter eine Japanerin war. Noch heutigentags sieht man derlei Schreine überall in Formosa zerstreut. Dieser Wechsel in der Einstellung der Japaner zu Koksinga wirft zugleich ein interessantes Streiflicht auf die Psychologie dieser Rasse überhaupt. Noch vor 1895 wurde der Name Koksingas in Japan verflucht. Er war ja ein schurkischer chinesischer Pirat gewesen. Nach 1895 jedoch, als die Japaner die Herrschaft über Formosa antraten und die Chinesen aus ihrem Besitz vertrieben, entdeckte man plötzlich in alten japanischen Berichten, daß Koks-

singa eine japanische Mutter gehabt habe. Nun war er mit einem Male ein Japaner — ein Held! Für jemand, der weiß, wie streng „patrilinär“ die Japaner sind und wie wenig Geltung sie gewöhnlich der mütterlichen Verwandtschaft beilegen, ist dies nicht ohne Komik.

In der Geschichte Formosas war das sechzehnte Jahrhundert besonders ereignisreich. Damals flohen die „Sakkas“, die Variaklasse der Chinesen, nach Formosa, um im Mutterlande der Verfolgung zu entgehen. Noch wichtiger, wenigstens vom europäischen Standpunkte aus, ist der Umstand, daß im sechzehnten Jahrhundert die Europäer, soweit es Berichte darüber gibt, zuerst von dem Vorhandensein der Insel etwas erfuhren. Zwar wird manchmal berichtet, daß die Portugiesen in Keelung schon um 1590 ein Fort hatten. Dafür fehlt aber ein vollgültiger Beweis. Nicht nur bestritt dies jener Formosa-Chinese, der mir als erster im Umriß die Geschichte der Insel erzählte, auch meine späteren Untersuchungen, die ich auf eigene Hand unternahm, ergaben weder einen Beweis, noch auch irgendein zuverlässiges Zeugnis für das Bestehen eines solchen Forts. Das aber kann kaum bezweifelt werden, daß portugiesische Seefahrer damals längs der Westküste der Insel hinabsegelten und ihr den Namen „Ilha Formosa“ („Die schöne Insel“) gaben, unter welcher Benennung sie noch heute in Europa bekannt ist. Der Name Formosa scheint zuerst in Europa durch das Buch: „Historical and Geographical Description of Formosa“ von dem sogenannten Betrüger Psalmanazar bekannt geworden zu sein, das 1704 in London erschien. Wieviel Glaubwürdigkeit diese Berichte verdienen, ist freilich noch eine offene Frage. Übrigens stimmt damit auch der Bericht des holländischen Seefahrers Linschotten überein, der in portugiesischen Diensten stand.

Früh im folgenden Jahrhundert kamen die Holländer in Berührung mit Formosa. Im Jahre 1604 segelte der holländische Admiral Van Narwijck nach Macao im Süden Chinas; ein Taifun jedoch, dieses immer wiederkehrende Ereignis im chinesischen Meer, trieb ihn auf die Pescadores. Hier erfuhr er von dem

Dasein der nahebei liegenden Insel Formosa, und dieser Zufall bot den Anlaß zu der späteren vorübergehenden holländischen Herrschaft auf der Insel. Ein anderer Taifun, bei dem ein holländisches Schiff nahe der heutigen Stadt Tainan unterging, führte die erste unfreiwillige Landung der Holländer auf Formosa selbst herbei. Das geschah im Jahre 1620.

Zu jener Zeit war an dieser Stelle mit chinesischer Erlaubnis eine japanische Kolonie errichtet worden. Der holländische Kapitän, dem die Japaner zuerst das Stück Land verweigert hatten, dessen er zur Bergung der geretteten Reste seiner Fracht bedurfte, überredete endlich mit vieler Mühe die Männer von Dai Nippon, ihm zu gestatten, ein Depot zu errichten, das nicht mehr Raum einnehmen sollte als eine Ochsenhaut. Die „Himmelsgeborenen“, wie die Japaner, selbst der gebildetsten Klassen, sich bekanntlich allen Ernstes zu benennen pflegen, um damit ihre Überlegenheit über alle anderen Rassen darzutun, glaubten, der „Ketto-jin“ (haariger Barbar) sei verrückt geworden. Mit der europäischen Geschichte waren sie natürlich nicht vertraut. Der holländische Kapitän hatte nichts anderes im Sinn, als das berühmte Manöver, das der Gründung Karthagos vorausging, zu wiederholen; er zerschnitt also die Ochsenhaut in sehr dünne Streifen und faste mit einem aus der Ochsenhaut bereiteten Strick ein Stück Land ein, das groß genug war, um darauf sein Lager zu errichten.

Während mein Formosa-Chinese diese Anekdote vorbrachte, mußte er so heftig lachen, daß zum erstenmal sein vorzügliches Englisch mir kaum noch verständlich war. Was ihm so überaus lächerlich erschien, war jedenfalls die Tatsache, daß es ein Mensch aus irgendeiner anderen Nationalität als der japanischen fertig bringen könnte, einen Japaner in einem Handel auszustechen. Er erklärte, die Geschichte sei zu gut, um wahr zu sein; aber in den Berichten der frühen Geschichte Formosas, die ich seit-her gelesen habe, finden sich doch einige Anhaltspunkte, die für ihre Wahrheit sprechen.

Zur Zeit, da diese Episode angeblich sich ereignete, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, waren die Chinesen sowohl

die Herren der Pescadores wie auch Formosa. Sie gestatteten im Jahre 1622 den Holländern, ein Fort auf den Pescadores zu errichten. Dies geschah unter dem Kommando des Admirals Cornelius Reyerz, der eine Festung zu haben wünschte, von der aus er Ausfälle machen konnte, um die Portugiesen in Macao zu überfallen. Im folgenden Jahr kam dann ein Vertrag zwischen Holland und China zustande, nach dem die Holländer von den Pescadores nach Formosa überzusiedeln verpflichtet waren. Im Jahre 1624 erbauten die Holländer das Fort Zelandia, von dem noch Ruinen bei Anping, der Hafenstadt Tainan, zu sehen sind.

Das Erbauen der Festung Zelandia bezeichnet den Beginn der holländischen Herrschaft in Formosa. Obwohl diese Periode weniger als vierzig Jahre währte, so ist sie doch nie bei den Ureinwohnern in Vergessenheit geraten, wovon ich mich selbst überzeugte. Während dieser Zeitdauer war die holländische Herrschaft nicht unbestritten. Eine andere europäische Nation hatte bereits ein lüsteres Auge auf die Insel geworfen: Spanien. Unter dem Kommando des Don Antonio de Careño de Baldez, der im Jahre 1626 von Manila, damals einer spanischen Besitzung, auszog und nach Formosa segelte, gelang es den Spaniern, eine Kolonie in Keelung zu gründen, die sie „Santissima Trinidad“ benannten. Späterhin bauten sie noch das Fort San Domingo auf der nördlichen Seite der Insel, von den Chinesen und Japanern Samsui genannt.

Einige Jahre lang folgten nun Kämpfe zwischen den Holländern und Spaniern um die Vorherrschaft auf der Insel. Im Jahre 1641 wurde schließlich der größte Teil der spanischen Truppen von Formosa nach Manila zurückberufen, um an einer Unternehmung gegen die Mauren in Mindanao, der südlichsten Insel der Philippinengruppe, teilzunehmen. Dies gab den Holländern die erwünschte Gelegenheit, sich ihren Besitz zu sichern. Sie erneuerten ihre Angriffe gegen die bedeutend geschwächte spanische Besatzung. Im folgenden Jahr, 1642, ergab sie sich, und der letzte Spanier verließ die Insel.

Nun waren die Holländer für eine Zeitlang die unbestrittenen Herren der Insel. Sie erbauten Festungen auf den Ruinen jener von den Spaniern verlassenen Forts in Tamsui und Keelung. Das alte holländische Fort bei Tamsui steht noch heute und befindet sich in gutem Zustande. Die Mauern haben eine Dicke von acht Fuß; das Gebäude wird jetzt vom britischen Konsulat der Insel benützt.

Zwanzig Jahre lang erfreuten sich die Holländer des Besizes der schönen Insel. Fast dreihundert Dörfer sollen unter holländischer Gerechtsame gestanden sein; der Bequemlichkeit der Verwaltung wegen wurden sie in sieben Provinzen eingeteilt. Die Bevölkerung dieser Dörfer, von der die alten Berichte als den Ureinwohnern reden, bestand augenscheinlich aus Formosa-Chinesen.

Da der Ackerbau unter der Bevölkerung sehr im Rückstand war, soll der holländische Minister Gravius nach Ostindien eine Anzahl Caribou, sogenannte „Wasserbüffel“, gesandt haben und die Tiere unter der Bevölkerung haben verteilen lassen. Nachkommen jener im siebzehnten Jahrhundert durch die Holländer importierten Wasserbüffel werden noch heute von den Formosa-Chinesen zum Pflügen ihrer Reisfelder benützt.

Außer der chinesischen Bevölkerung erkannten auch die ur-einheimischen Stämme in den Bergen die holländische Ober-gewalt an, wie sie nie zuvor die chinesische anerkannt hatten; in letzter Zeit konnten sie sich auch nur schwer mit den Japanern versöhnen. Späterhin, als ich selbst unter den Ureinwohnern mich aufhielt, erhielt ich eine interessante Bestätigung des mir auf dem Dampfschiff von dem Chinesen gegebenen Berichts. Der Grund nämlich, der es mir ermöglichte, mit ihnen in eine so nahe Berührung zu kommen, ist darin zu suchen, daß sie mich für eine Holländerin hielten; die Herrschaft der Holländer vor dreihundert Jahren ist ihnen zur geheiligten Tradition ge-worden.

Wenn man der Überlieferung und den Chroniken glauben darf, so zeichnete sich die holländische Oberhoheit durch ungewöhn-

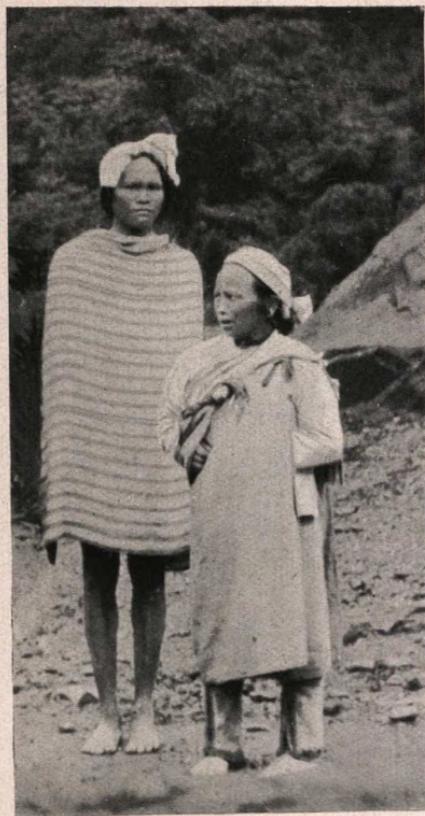
liches Wohlwollen, Weisheit und Sympathie für die Ureinwohner aus. Augenscheinlich ließ die holländische Verwaltung den Ureinwohnern viel Freiheit in der Art ihrer eigenen Verwaltungsform. Auch gab es von seiten der Holländer keine Einmischungen, wenn die einzelnen Stämme ihre verschiedenen Wahlangelegenheiten betrieben; sie durften sich ihre Häuptlinge und Führer nach eigenem Belieben wählen; ebensowenig mischte man sich in die von diesen Häuptlingen gehandhabte Justiz. Die Führer der wichtigsten Stämme wurden zum Zeichen ihrer Autorität mit einem Stabe bekleidet, der an seinem silbernen Kopfe das Wappen des holländischen Kommandeurs trug. Nur mit solchen taktvollen Mitteln, die die Eitelkeit der wilden Häuptlinge nicht verletzten, wurde die Anerkennung der holländischen Oberhoheit durchgesetzt. Ebenso taktvoll wurde auf die Häuptlinge selbst eingewirkt, nämlich bei großen Festen, die den Häuptlingen einmal jährlich von dem holländischen Gouverneur gegeben wurden. Dazu wurden alle Stammeshäuptlinge geladen; man besprach gemeinschaftlich alle besonderen und allgemeinen Stammesangelegenheiten. Zum Schluß des Festes wurden Geschenke verteilt und schließlich die Häuptlinge mit dem Segen des holländischen Gouverneurs heimgeschickt.

Diese Zeit des Friedens und des Wohlstandes, an welche die Ureinwohner noch heute wie an ein goldenes Zeitalter sich erinnern, kam durch einen feindlichen Einfall unter Führung des chinesischen Piraten Koksinga, der räuberische Horden nach Formosa warf, im Jahre 1661 zu einem jähen Ende. Zwar wehrten sich die Holländer auf das tapferste, aber sie zählten nur eine kleine Schar, etwa zweitausend, und so waren sie unfähig, sich gegen die viel zahlreicheren Chinesen zu behaupten, die vom Festlande herüber kamen. Koksinga soll dreihundert Boote für seine Nachhut zur Verfügung gehabt haben.

Im Jahre 1662 ergab sich der holländische Gouverneur Cogett dem Piraten. Nunmehr verließen die überlebenden Holländer, sowohl die Garnison wie auch die Ansiedler mit ihren Familien (es soll deren an sechshundert gegeben haben), die Insel so schnell



4. Saiyalmänner; der rechts stehende mit einem Regenmantel aus Kokosnußfaser



5. Saiyalfrau (links); eine Frau, die unter dem Saiyalstamm lebt (rechts), wahrscheinlich von pygmäischer Abkunft, vielleicht auch pathologischer Zwergwuchs



6. Bunumleute in voller Kleidung

als möglich; die meisten segelten nach dem nicht allzufernen Holländisch-Ostindien.

Von jener Zeit bis zum Abschluß des chinesisch-japanischen Krieges 1895, als Formosa in die Hände der Japaner überging, blieben die Chinesen Herren der Insel. Über diesen Abschnitt aus der Geschichte der Insel erfuhr ich nur wenig von meinem Reisegefährten. Er ging auf die Erzählung der Leiden seines eigenen Volkes unter japanischer Herrschaft über und sprach viel von der Ungerechtigkeit, der die Chinesen durch die Japaner seit etwa zwanzig Jahren ausgesetzt seien. Noch war er bei diesem Thema, als der kleine Dampfer rund um das Felsen-eiland, das letzte der Lu-Chu-Gruppe, zog, das wie eine Art natürlicher Festung vor der Einfahrt in den Haupthafen der Insel aufragt, und in die Keelung-Bucht hineinsteuerte. Beim Abschied lud mich mein chinesischer Freund ein, ihn und seine drei Frauen während meines Aufenthaltes in Formosa in seinem Heim zu besuchen. Eine von ihnen sei besonders intelligent und spreche auch ein wenig Englisch. Wenn ich nun auch eine leidenschaftliche „Bradyaga“ (Vagabundin) bin und mich daran gewöhnt habe, alle möglichen Beziehungen von Männern zu Frauen kennenzulernen, so muß ich doch für einen Augenblick verdunstet ausgesehen haben. Es war des Mannes vorzüglicher englischer Akzent und sein englischer Standpunkt, von dem aus er viele Dinge betrachtete, was mir seine flüchtige Bezugnahme auf seinen mehrzähligen Haushalt so widersinnig erscheinen ließ. Er mußte das bemerkt haben; denn er lächelte und sagte: „Ich weiß wohl, daß es in Europa und Amerika anders ist; man tut gewisse Dinge abseits von der Öffentlichkeit und — verleugnet sie. Es fragt sich nur, welches von beiden besser ist. Aber kommen Sie nur in mein Heim und überzeugen Sie sich persönlich, wie unsere Sitte sich bewährt.“

Späterhin traf ich auch seine drei Frauen, die intelligente, die schöne und die älteste, die am meisten respektiert wurde, da sie die Mutter des ältesten Sohnes und Erben war; sie wurde die „Große Frau“ oder die „Ehrwürdige“ von den

anderen genannt. Alle schienen sie sehr glücklich, sehr stolz und merkwürdig liebevoll zueinander zu sein, und, was noch mehr für die zärtliche Veranlagung dieser Frauen spricht: sie waren auch durchaus liebevoll gegen die Kinder ihrer Nebenbuhlerinnen. Auch glaube ich nicht, daß sie sich irgendwie vor mir aufspielen wollten, denn alle, die sie kannten, sagten aus, dies sei ihre gewöhnliche Art. Freilich, andere Länder, andere Sitten und vielleicht auch andere Moral!

2. Erste Eindrücke

Ich kehre zum Tag meiner Landung zurück. Wie der erste Blick auf Formosa vom Dampfer aus mich vor einigen Jahren förmlich bezaubert hatte, so war auch mein erster Eindruck nach der Landung. Zwar nicht das Formosa des Keelung-Kais mit seinen Horden halbverhungertes Hunde, deren viele auf drei Beinen herumschlichen und mit gelähmtem Hinterviertel im Rehricht nach Futter schnupperten, des Keelung-Kais voll schreiender, in Gutturallauten durcheinander lärmender Rikschakulis, Fisch- und Gemüsehändler, voll arroganter japanischer Beamter, die alle in militärischer Uniform mit umgeschnallten Säbeln herumstrichen und die Formosa-Chinesen anführten. Wohl aber das ländliche Formosa, durch das ich zog, da ich von Keelung nach Taihoku reiste. Dieses Formosa übertraf selbst Japan bei weitem, was Naturschönheit und Reichthum des szenischen Wechsels heißt. Entzückend waren diese winzigen Bauerndörfchen, ein jedes zum Schutz gegen die Wirbelstürme von einem lebendigen Wall hoher Bambusstämme umgeben, deren federige Wipfel in ihrem zarten Grün wunderbare Silhouetten in das Tiefblau des tropischen Himmels schnitten. Jedes Haus ist hier durch Sprüche des Konfuzius behütet, die, schwarz auf rotes Papier gemalt, über dem Türeingang oder zu beiden Seiten der Tür aufgeklebt prangen und den Zweck haben, durch magische Zeichen böse Geister abzuwehren. Jedes Dorf steht ferner unter dem Schutz eines

Tempels von lebhafter und leuchtender Färbung, auf dessen Dach schön geformte Drachen sich winden oder aufbäumen. Die Einwohner dieser Dörfer sind natürlich Formosa-Chinesen. Sehr malerisch nehmen sich diese Leute in ihren blauen Kitteln und schwarzen Hosen aus; Männer und Frauen kleiden sich übrigens so gleichartig, daß man sie von weitem kaum voneinander unterscheiden konnte. Erst bei näherer Betrachtung wurde es mir klar, daß die Gestalten, welche Metallornamente im Haar trugen und wie auf Stelzen einhergingen, Frauen waren. Als sie noch näher herantrampelten, erkannte ich sofort die Ursache ihres eigentümlichen Ganges: ihre Füße waren eingeschnürt, d. h. verrenkt und entstellt und nach westlichen Begriffen in abschreckender Weise verkrüppelt.

Bis dahin hatte ich immer gemeint, daß nur in den oberen Klassen Chinas den Frauen die Füße eingeschnürt würden. Diese können es sich wenigstens leisten, im Tragstuhl befördert zu werden. Aber auch die Frauen der Formosa-Chinesen, mit Ausnahme der verachteten Sakkas, schnüren ihre Füße ein, d. h. sie sind ihnen schon seit dem Säuglingsalter dermaßen eingezwängt worden. Eine Frau mit ungeschnürten Füßen wird als eine Art Paria betrachtet, und ihre Heiratsmöglichkeiten — denn Heirat ist das eigentliche Ziel jeder chinesischen Frau — sind gleich Null. Während meines Aufenthaltes in Formosa kam einst mein chinesischer Hausjunge zu mir und bat mich, ihm siebenzig Yen zu leihen, damit er sich eine „lilienfüßige“ Braut kaufen könne. Sein Vater hatte ihm gesagt, es sei Zeit für ihn zu heiraten, und mit vierzig Yen, der Summe seiner Ersparnisse, könne er sich bloß eine „großfüßige“ Frau kaufen, und das würde ihn unter allen seinen Bekannten lächerlich machen.

Diese Kuli- und Bauernfrauen humpelten also näher an den Zug heran, als er an den kleinen Stationen zwischen Keelung und Taihoku hielt, besonders da es sich unter der Bevölkerung verbreitet hatte, daß eine weiße Frau darin sei. Viele von ihnen vermochten nicht einmal ohne Stock zu gehen, oder ohne sich wenigstens auf die Schulter eines kleinen Knaben zu stützen,

da sie sich nur so im Gleichgewicht zu erhalten vermochten. Ihre „Lilienfüße“ waren ihnen offensichtlich eine arge Hemmung, besonders da sie schwere Lasten auf dem Rücken trugen. In manchen Fällen bestanden ihre Bürden aus Babies, die sie nach Indianer Art um die Schulter geschnallt trugen, eine sowohl bei den Chinesinnen als auch den Japanerinnen übliche Sitte. In anderen Fällen trugen sie schwere Bündel mit Lebensmitteln oder Holz. So wenig anziehend auch die Gestalten der Frauen infolge der völlig unentwickelt gebliebenen Füße waren, so waren ihre Gesichter doch meist sympathisch und zeigten einen lieblichen, sehnsüchtigen, oft auch traurigen Ausdruck. Nur die Lippen und Zähne der älteren Weiber waren oft schauerlich durch die Gewohnheit des Betelkauens entstellt. Viele Frauen knieten an den Flüssen und den Kanälen, die zur Berieselung der Reisfelder angelegt sind, und wuschen die Familienwäsche oder klopfen sie zwischen zwei Steinen. Bei diesen knienden Waschfrauen konnte ich die Sohlen ihrer Füße sehen, und das war fürwahr ein schrecklicher Anblick. Nebenbei bemerkt fiel mir auf, daß die Chinesinnen ebensoviel Zeit für das Waschen ihrer Kleidung verwenden wie die Japanerinnen für das Waschen ihres Körpers; aus diesem Grunde ist die Zahl chinesischer Wäscherinnen stets Legion. Das plätschernde Wasser nun hatte die Lappen, womit die Füße dieser Waschfrauen verschnürt waren, beiseite geschoben, ebenso die Schuhe, die sie bedecken sollten. Und so sah ich leider die „Lilienfüße“ nackt, die sie sonst am sorgfältigsten zu verbergen pflegen. Es war wahrhaftig kein schöner Anblick!

Ich wandte mich den Männern zu, die zahlreich in den Reisfeldern arbeiteten. Einige pflügten mit einfachen Pflügen, wie sie die alten Ägypter in Gebrauch hatten, und vor die große Wasserbüffel gespannt waren. Das war ein malerischer Anblick! Ich genoß ihn um so lieber, als diesem Bilde, im Gegensatz zu dem vorher geschilderten, jeder Beigeschmack von Leid, wenn auch eines stolz getragenen Leides, fehlte. Die graue Färbung dieser Wasserbüffel im Gegensatz zu dem lebhaften Grün der

Reisfelder, dazu die blauen Kittel und die hohen, spitzen, gelben Sonnenhelme der Männer aus getrockneten Bambusblättern gaben ein prächtiges Bild. Wenige Dinge sind für das Auge erfreulicher als solch ein sorgfältig terrassiertes chinesisches Reisfeld in vollem Grün, mit seinen anmutigen Abhängen und seinen bizarren Linien. Wenn man dem Felde zu nahe kommt, werden die Geruchsnerven freilich unangenehm berührt, doch ich sah nur die Schönheit — eine Schönheit voller Segen und farbigen Glanzes, denn als Hintergrund zu den Reisfeldern und Bauernhöfen und Tempeln ragten mächtige Bergzacken gen Himmel, in den leuchtenden tropischen Septembersonnenschein getaucht.

So schön war das alles, daß ich nach meiner Niederlassung in Taiholu häufig Ausflüge durch das Land unternahm, und durch Gebärdensprache und die wenigen Worte, die ich von meinen Dienstboten aufgefangen hatte, mir allerlei Bekanntschaften mit den Bauern verschaffte. Häufig machte ich Momentaufnahmen von ihren Häusern und Tempeln, auch von ihren Kindern. Alle orientalischen Kinder sind ja liebreizend; diese Kleinen waren es ganz besonders, vielleicht weil die Kleidung chinesischer Kinder so allerliebste und absonderlich ist, besonders in der Form, wie sie noch heute in Formosa getragen wird.

Auf einem dieser Ausflüge kam ich durch Keelung. Meinen Kodak hatte ich in der Hand, aber der Gedanke, in Keelung eine Aufnahme zu machen, war mir nicht einmal in den Sinn gekommen. Fürs erste wußte ich allerdings, daß ganz allgemein das Photographieren eines der vielen der von den japanischen Behörden verbotenen Dinge war. Zum zweiten aber ist Keelung eine schmutzige und unschöne Stadt, der alles Malerische der offenen Landschaft und der winzigen Dörfchen mangelt. Es fehlte tatsächlich jede Versuchung, die Häßlichkeit dieser Stadt und die aufdringlichen Beweise ihrer Lasterhaftigkeit im Bilde festzuhalten, einer Lasterhaftigkeit, wie sie der gemeine schmutzige Typus orientalischer, matrosenbesuchter Hafenstädte bietet. Ich eilte also so schnell als möglich durch die schauerliche Stadt, um das freie Land zu erreichen, von wo aus sich eine

wunderschöne Aussicht auf das Meer und phantastisch aufragende Felsen bietet. Da fühlte ich mich plötzlich derb am Arm gepackt. Es war ein japanischer Polizist. Während er mit seinem Säbel rasselte, fragte er nach meinem Namen und meiner Adresse, auch fragte er in herrischem Ton, wie ich mich unterstehen könne, in der großen kolonialen Hafenstadt seiner kaiserlichen Majestät photographische Aufnahmen zu machen. Ob ich nicht wisse, daß ich mich damit des unaussprechlich abscheulichen Verbrechens des Respektmangels gegen seine erhabene Majestät schuldig mache! Ich erklärte, ich hätte keineswegs die Absicht, irgendwelche Aufnahmen in Keelung zu machen, hätte nichts derartiges getan, denn da sei nichts, was einigermaßen wert sei, photographiert zu werden.

„Aber die Festungen,“ begann er, „Sie könnten vielleicht“, dann schwieg er plötzlich, in offenkundiger Verlegenheit.

„Was für Festungen?“ fragte ich. „Ich wußte nicht, daß hier Festungen sind. Wo sind sie denn?“

„Aber nein — natürlich“, antwortete er mit einer für einen japanischen Polizisten höchst wunderlichen Verlegenheit. „Immerhin könnten da eines Tages welche sein, und —“ Plötzlich hellte sich seine Stirne auf: „Man weiß doch nie, ob nicht ein Deutscher sich hier herumtreibt — ein deutscher Spion, wissen Sie, der etwa nach einem Platz sucht, um hier vielleicht eine Festung zu erbauen.“ — Es war nämlich während des Großen Kriegs. Die Tatsache, daß ich einen photographischen Apparat nach Keelung mitgenommen hatte, wurde gegen mich in den Polizeiberichten von Taihofu ausgespielt und hatte noch mehrere Polizeiverhöre im Gefolge.

An solche Verhöre durch die Polizei und andere japanische Beamte gewöhnte ich mich allmählich während meines Formoser Aufenthaltes. Der Zweck, den ich bei meinem Aufenthalt verfolgte, war, meine freie Zeit dem Studium der eingeborenen Stämme der Insel zu widmen. — Es gab Berichte verschiedener Art, Berichte, die man glauben konnte oder nicht, u. a. auch über eine Zwergaffe, die unter den Eingeborenen vorkommen

sollte. Diese Berichte ließen meine Wißbegierde nicht zur Ruhe kommen. Ich wußte, daß es tatsächlich ein Zwergvolk, die Aetas, auf den Philippinen gibt. Ob aber auch in den Bergen Formosas? Ich nahm mir vor, der Sache auf den Grund zu gehen.

Meine Lehrtätigkeit beschäftigte mich nur vier Tage in der Woche. Die übrigen drei Tage durfte ich dagegen verwenden, wie ich Lust hatte. Es wurde jedoch von den Schul- wie auch von den Polizeibeamten, deren Pflichten im japanischen Reich in merkwürdiger Weise miteinander verquickt scheinen, vorausgesetzt, daß ich meine freie Zeit zu Besuchen und Tee-gesellschaften in den Häusern der Stadtmissionare benutzen würde, oder es mir angelegen sein ließe, Taschentestamente unter die Schulknaben zu verteilen. Meine Vorgängerin, die das Amt aufgegeben hatte, um sich in Zukunft völlig dem Missionswesen zu widmen, hatte, so scheint es, in dieser Weise ihre freie Zeit verwendet, und dem japanischen Beamtentum erschien es durchaus unverständlich, daß nicht alle europäischen Frauen ganz selbstverständlich das zu tun wünschen sollten, was eine von ihnen getan hatte. Als es bekannt wurde, daß meine Neigung in anderer Richtung lag und darauf hinielte, die Insel und besonders die Berge zu durchstreifen, und dabei so nahe als möglich mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen, erhielt ich mehrere Besuche von den entsetzten Beamten. Der Schuldirektor besonders war von eigentümlicher Hartnäckigkeit. Er sagte, er sei inständig von dem Polizeichef ersucht worden, der Angelegenheit nachzugehen und festzustellen, weshalb ich mich nicht mit Rikschafahrten in der Stadt zufrieden geben würde. Und dies, trotzdem ich ihn klar verständigt hatte, daß ich keine Missionarin und auch keine Freundin von Tee-gesellschaften sei.

„Weshalb wollen Sie zu Fuß gehen?“ fragte er. „Japanische Damen gehen niemals zu Fuß, nur Kulifrauen tun das.“

Ich erklärte nun, daß ich offensichtlich keine Japanerin sei, auch durchaus nicht davon überzeugt wäre, eine Dame zu sein, und daß ich, wenn der Unterschied zwischen Kulifrauen und

Damen darin bestehe, daß die einen zu Fuß gingen, die anderen aber nicht, ich es vorziehe, zu der ersten Gruppe gezählt zu werden.

Er kratzte sich heftig den Kopf — übrigens eine japanische Gewohnheit bei Verdruß oder Verwirrung. Plötzlich schien ein großer Gedanke in ihm aufzuleuchten. „Ach,“ brach er triumphierend los, da die Erinnerung an irgendeine Missionspredigt ihm offenbar überaus gelegen kam, „aber es wird von Ihnen gesagt werden, daß Sie unmoralisch sind, und christliche Damen mögen es nicht, wenn man sie für unmoralisch hält.“

Dieser Einwand belustigte mich besonders, und zwar aus mehreren Gründen. „Jawohl,“ sagte ich trocken, „wer aber sollte mich etwa für unmoralisch halten?“

„Oh, jedermann!“ sagte er nachdrücklich. „Und dann kommt die Sache noch dazu in die Zeitungen, in alle japanischen Blätter in der Hauptstadt wie auch auf der Insel, daß Sie — unmoralisch sind.“ Ich fürchte, ich unterdrückte den Spaß, den mir die Sache machte, nicht so gründlich, wie ich hätte sollen. Japanische Beamte lieben es, sich selbst ernst zu nehmen und von anderen ernst genommen zu werden. Ich wollte den Direktor nicht wissen lassen, daß ich seine List sowie die gewisser anderer Beamter durchschaut hatte, insofern als man mich zu verhindern suchte, mit den Eingeborenen oder mit den intelligenteren Formosa-Chinesen in Beziehung zu kommen, außer wenn ich unter der Oberaufsicht der Japaner stand.

Nun meinte der Direktor, es wäre schon alles ganz recht, wenn er selbst mich auf meinen Ausflügen in die Berge begleite. Er war aber ein verheirateter Mann, und seine Frau gehörte zu jener Klasse von Japanerinnen, die selbstverständlich nicht zu Fuß gingen. Ich setzte ihm daher auseinander, daß, wenn er wirklich an die Möglichkeit eines Skandals glaube, die Begleitung eines verheirateten Mannes auf diesen Ausflügen, namentlich wenn dessen Frau zu Hause gelassen werde, nicht dazu angetan sei, diese Gefahr zu verringern. „Ich fürchte, ich muß meinen gottlosen Weg ohne den Schutz Ihrer Be-

gleitung allein gehen, und wenn die Leute, wer es auch sei, Sie mit Fragen über den Zweck meiner Bergfahrten belästigen oder fragen sollten, ob etwa eine Liebesgeschichte dahinter steckt, so sagen Sie ihnen nur, daß ich zu jenen gehöre, die es lieben, von allen Früchten der Bäume im Garten der Welt zu essen."

„Huh!“ brüllte der Direktor. Wieder flogen seine beiden Hände an den Kopf.

„Jawohl, sagen Sie nur ja zu allem, was man Sie über mich fragen wird, wenn das die Gemüter beruhigt oder daran hindert, Ihnen mit neugierigen Fragen lästig zu fallen.“

„Ich werde ihnen sagen, daß Sie unmoralisch sind, jawohl, das werde ich ihnen sagen, wenn Sie so herumstreifen, wo Sie doch im Rikschā umherfahren können, wie andere Damen!“ rief der Direktor wütend, indem er sich erhob, um würdevoll hinauszuschreiten. Unglücklicherweise aber war der Direktor dick und nicht daran gewöhnt, auf einem Stuhl zu sitzen. Auch hatte sich sein Säbel im Korbgeflecht des Stuhles verfangen, so daß der Stuhl mit ihm in die Höhe ging, als er sich erhob. Dies verdarb ein wenig den Effekt seines würdigen Abganges und wirkte komisch. Ich mußte ihn aus der Fesselung befreien und, dadurch etwas erweicht, sagte er versöhnlich: „Nun, wenn Sie schon mehr Bewegung brauchen als andere Damen, so können Sie ja Tennis auf dem Schulplatz spielen.“

Trotz aller Einwände des Direktors, trotz der Verdächtigungen der Polizei und der hydraköpfigen Gewalt, die man „die Leute“ nennt, habe ich doch während meines Aufenthaltes in Formosa weder meine Interessen noch meine Bewegung auf Rikschafahrten oder Tennisspielen beschränkt . . .

Mein Hauptinteresse lag, wie gesagt, bei den eingeborenen Bergstämmen. Zuweilen wurde ich von einem englischen Lehrer und einem Diener begleitet, zuweilen von meinem Sohn oder meinem jungen Sekretär. Manchmal wanderte ich auch allein oder wurde, soweit es möglich war, auf einem Trolly geschoben — von den Japanern „Toro“ genannt —, einem auf Eisenbahnschienen fahrenden Schubkarren. Die Schienen sind von den

Japanern in die Berge gebaut worden, um Kampferholz in die Kampferfabrik in Taihoku zu befördern. Von der Endstation der Sorolinie an ging ich gewöhnlich auf meine Entdeckungen aus.

3. Kreuz und quer durch Formosa

Der Stamm, den ich zunächst aufsuchte und den ich während meines Aufenthalts in Formosa gründlicher kennen lernte als irgendeinen anderen, war der große Taiyal-Stamm des Nordens, der als der blutigierigste der Insel gilt und dessen Gebiet heute fast soviel Land bedeckt als dasjenige aller übrigen Stämme zusammengenommen. Vom Taiyalgebiet aus streifte ich zuweilen in den Bezirk der Saisett- und Bununstämmen hinüber. Dies entsprach vielleicht nicht streng der mir von den Beamten erteilten Erlaubnis. Es hieß, die Sache sei zu gefährlich. Jedoch die Würze der Gefahr machte gerade solche Streifereien besonders interessant. Im übrigen trage ich ja noch immer meinen Kopf auf den Schultern.

Die südlichen Stämme erreichte ich zu Wasser von der Ostküste aus; mein erster Besuch bei ihnen fand während meiner ersten Weihnachts- oder vielmehr Neujahrsferien statt¹. Ich schiffte mich in Keelung auf einem der kleinen Küstendampfer ein, die um die Ostküste herum nach Takao, dem südlichsten Hafen des Eilands, fahren. (S. Karte.) Südlich von Giran passierten wir die großen Klippen, die man als die höchsten der Welt bezeichnet: in einer Länge von etwa fünfundzwanzig Meilen ragte dieser Riesengranitwall — tatsächlich wirken die Klippen vom Schiff aus so — senkrecht aus dem Meer in einer

¹ Natürlicherweise bedeutet Weihnachten nichts für die Japaner. Die meisten von ihnen, die keinen Missionsunterricht mitgemacht haben, wissen nicht einmal, auf welche Zeit dieses „seyō-jin matsuri“ (Fremdenfesttag) fällt. Japaner, die auf dem Lande leben, haben nicht einmal davon gehört. Ihre Feier der Winter-Sonnenwende fällt auf Neujahr, das Hauptfest des Jahres. Zu dieser Zeit werden große Feste gefeiert und eigenartige malerische Spiele von jung und alt aufgeführt.

Höhe von etwa sechstausend Fuß empor. Das war einer der großartigsten Anblicke, die mir während meiner Reise um die Welt jemals vor Augen gekommen sind.

Das Wetter war grau und nebelig, als wir aus Keelung ausfuhren. Raum hatten wir Karento, den ersten Hafen südlich von den großen Klippen, verlassen, da brach ein Sturm los; wer schon einmal einem Sturm in einem kleinen Boot standgehalten hat, weiß, was das besagen will. In allen mir bekannten Reisehandbüchern und Führern, die über Formosa handeln, heißt es ausdrücklich, daß die Seeroute der Küste entlang mit Sicherheit nur während sechs Monaten im Jahr, den Frühlings- und Sommermonaten, befahren werden könne. „Sicherheit“ ist wahrscheinlich, wie andere Worte auch, ein dehnbare Begriff. Ich persönlich wäre dafür, das Wort „bebaglich“ für „mit Sicherheit“ zu setzen, wenn ich von meinen Erfahrungen auf diesem Ausflug und einem späteren aus urteilen soll; d. h. soweit die tatsächliche Fahrt in Betracht kommt, wenn man sich damit zufrieden gibt, an Bord des Dampfers auf der Strecke von Keelung nach Takao zu bleiben, wo es einen guten Hafen gibt. Mit Ausnahme von ein oder zwei Fahrgästen, die in Karento an Land gingen, waren alle anderen gern dazu bereit. Ich jedoch hatte diesen Ausflug nicht um der Seefahrt willen unternommen, oder um etwa nach Takao zu gelangen, das heute eine japanische Stadt und südliche Endstation der von Keelung nach Norden führenden Bahnlinie ist und das ich viel leichter mit der Bahn hätte erreichen können. Takao, wie alle anderen bedeutenden Städte der Insel, liegt auf der westlichen Seite des großen Gebirgszuges, beherbergt keinerlei Eingeborene und ist, namentlich für einen, der seit mehreren Jahren schon in Japan gelebt hat, von keinem besonderen Interesse. Der Zweck meines Ausflugs war der, die Eingeborenen der Ostküste und die in der schmalen südöstlichen Halbinsel des Eilandes lebenden Urstämme zu besuchen. Es war mir nicht möglich gewesen, die polizeiliche Erlaubnis zu erlangen, die große Gebirgskette zu übersteigen, oder es auch nur zu ver-

suchen. Daher wußte ich, daß die einzige Möglichkeit für mich darin lag, in Pinan zu landen. Der Kapitän gab sich Mühe, mir davon abzuraten. Er sagte, daß kein einziger seiner männlichen Passagiere auch nur daran denken würde, zu landen, noch viel weniger sollte eine Frau so etwas versuchen. Es wäre doch wohl besser für mich, bis zu einer gelegeneren Zeit zu warten, wenn das Wetter günstiger sei oder wenn ich wenigstens Begleitung hätte, jemanden von meiner eigenen Rasse. Ihm falle es wirklich nicht leicht, die Verantwortung auf sich zu nehmen . . . usw. Aber ich versicherte ihm, daß er von aller Verantwortung freigesprochen werde, „falls mir etwas passieren würde“, — eine Redensart, die er in ziemlich gutem, schottisch akzentuiertem Englisch mehrmals vorbrachte. Er hatte sich scheinbar viel in der Welt herumgeschlagen. Auch sagte ich ihm, daß meine Regierung die seine nicht zur Verantwortung ziehen werde, wenn mir wirklich etwas geschähe, mein Blut solle auf mein eigenes Haupt kommen!

Zuletzt verlor der Kapitän einigermaßen die Geduld. Er sprach mir von einigen vernünftigen Missionarinnen und betonte das Eigenschaftswort, wohl, weil er mich für unvernünftig hielt. Offensichtlich konnte er es nicht begreifen, daß eine weiße Frau willens sei, unter die Heiden zu gehen, ausgenommen, um sie zu bekehren. Diese „vernünftigen“ Missionarinnen also hätten nach Meinung meines Kapitäns bei stürmischem Wetter dreimal das Eiland umsegelt, ehe sie eine Landung in einem chinesischen Dorf an der Küste wagten.

Darauf erwiderte ich, daß die Kürze meiner Ferien ein solches Vorgehen ausschließe und daß ich es vorziehe, an Land zu gehen, und nicht weiter nach Takao zu reisen, daß ich wenigstens eine Landung in einem der Kanus, in welchem soeben Männer des Amistammes vom Ufer abstiegen, versuchen wolle, denn mir war gesagt worden, daß sie immer ans Schiff kämen, um Tauschhandel zu treiben, sobald ein japanisches Schiff sich zeige.

Nun gab mir der Kapitän in ziemlich grimmiger Weise

zu verstehen, daß diese Art der Landung jetzt die einzige Möglichkeit für mich sei, da er, mit Ausnahme der wenigen Artikel, die er den Wilden geben wolle, falls es ihnen gelänge, bis ans Schiff zu kommen, nicht daran denke, die Fracht, die er für Pinan an Bord habe, abzuladen, sondern damit bis zur Rückkehr von Takao warten wolle.

Die Umi-Ranus brachten es fertig, an das Schiff heranzukommen, und ich brachte es fertig, den Kapitän zu überreden, eine Leiter für mich hinunterzulassen; freilich erst nach nochmaligem Wortwechsel, denn der Kapitän behauptete, er habe die ganze Zeit geglaubt, ich wolle ihn nur „bluffen“. Woher er dieses herrlich ausdrucksvolle Wort hatte, weiß ich nicht. Zudem erklärte er, diese Ufer-Umleute seien „sek-huan“ (halbzivilisiert); und sofern es sich um mein Leben handle, sei dieses wohl nicht in Gefahr, wenn es mir gelänge, das Ufer zu erreichen; nur müsse ich nicht darauf bestehen, mich weiter ins Innere zu wagen. Ich hütete mich, ihm ein darauf bezügliches Versprechen zu geben, und er bestand auch nicht darauf. Er war offenbar froh, einen Passagier loszuwerden, den er für eine Missionarin von geringerer als der durchschnittlichen Missionärsintelligenz hielt. Um ihm aber Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: als die Ranus an der Schiffsseite von den Wogen hin und her und auf und ab geschleudert wurden, rief er einen der Wilden an, der offenbar der Häuptling und Führer der Männer im Boot war, und sagte ihm ein paar Worte, halb Japanisch, halb Umi-Dialekt. Mir versicherte er, er habe ihm befohlen, um mein Leben und Behagen besorgt zu sein. Tatsache aber war, daß ich genug Japanisch verstand, um zu wissen, daß er von mir als einer „Berrückten“ redete. Immerhin hielt mich das nicht davon ab, seinen Befehl anzuerkennen.

Ich klammerte mich also an die Schiffsleiter, bis der Ramm einer Woge das kleine Ranu hoch genug hob, daß ich mich in die Arme des Häuptlings fallen lassen konnte, der sowohl mich wie meine Tasche, die ihm einer der Matrosen zugeworfen hatte, im Boot verstaute. Dann schrie er einen Befehl den in den

übrigen Ranus befindlichen Männern zu, und nun begann der Häuptling mit noch einem zweiten Insassen ans Ufer zu rudern. Dem Befehl des Häuptlings zufolge blieben die Leute in den anderen Booten offenbar zurück, um verschiedene Dinge vom Dampfer aus entgegenzunehmen, denn wenn ich, von dem Ramm einer Woge emporgeschleudert, zurückblickte, sah ich, wie Bündel von der Schiffsseite in die Boote herabgelassen wurden. Was diese enthielten, weiß ich nicht, und bald wurde es mir unmöglich, hinzuschauen, denn immer höher sprangen die Wogen, das Salzwasser kam mir in die Augen und lief mir beständig über das heiße Gesicht. Ich war bis auf die Haut durchnäßt, trotz des sogenannten nässeabhaltenden Schuzmantels, den ich trug. Der Begleiter des Häuptlings hatte zu rudern aufgehört und bemühte sich, mit einer großen Kürbisflasche das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Das Rudern besorgte der Häuptling allein. Ich war früher manchmal in den Booten anderer Pazifik-Insulaner gewesen; jene Boote wurden viel geschickter gehandhabt. Die Seetüchtigkeit der Formoser Eingeborenen konnte sich mit jener der Hawaier, der Philippiner und der meisten Völker der Südsee nicht vergleichen — vielleicht aus dem Grunde, weil ihre Ranus keinen Luvbaum tragen? Oder ist es umgekehrt? Ist es ihrem Mangel an Seetüchtigkeit zuzuschreiben, daß sie sich auf die hohe See in Ranus ohne Luvbaum hinauswagen?

Wie dem auch sei — wenn die Ami auch an Geschicklichkeit und Seefahrertüchtigkeit manches zu wünschen übrig lassen, so fehlt es ihnen doch nicht an persönlicher Tapferkeit und an Verantwortungsgefühl. Als das Ranu von den Wellen überlaufen wurde, wie ich es, gleich nachdem ich das Schiff verlassen hatte, unfehlbar kommen sah, winkte mir der Häuptling, ich solle auf seinen Rücken steigen, und als ich das getan hatte, begann er dem Ufer zuzuschwimmen. Er tat dies kaltblütig, so als verstehe sich die Sache von selbst, obgleich er nie zuvor eine weiße Frau gesehen hatte. Offenbar betrachtete er die ganze Angelegenheit von dem orientalischen „So ist es befohlen“-Standpunkte aus. Der zweite Bootsinsasse schien einen Augen-

blick nicht zu wissen, was er tun solle, aber auf einen Anruf des Häuptlings ließ er das nunmehr nutzlose Ruder fallen und bemächtigte sich meiner Reisetasche. Zuerst nahm er deren Griff zwischen die Zähne, dann aber gelang es ihm trotz des Kampfes mit den Wogen, in recht geschickter Weise mit einem Streifen hanfgesponnenen Lappens, den er als Lendentuch trug, die Tasche an seinen Schultern zu befestigen; während er diese Handgriffe ausführte, schwamm er mit den Beinen und einem Arm rudierend weiter.

So erreichte ich, buchstäblich aus dem Wasser kommend, das Küstengebiet der östlichen und südlichen Stämme der Insel. Über ihre Sitten und Gebräuche spreche ich später. Hier aber möchte ich meine Anerkennung für den kaltblütigen, selbstverständlichen Mut und die Ruhe des Ami-Häuptlings aussprechen, dessen Geistesgegenwart ich mein Leben zu verdanken habe, denn meine eigenen ungeschickten Schwimmversuche hätten mich nimmermehr durch diese Wogen getragen. So gewaltig war der Wogengang, daß ich mich nur mit Mühe auf dem Rücken des Häuptlings festhalten konnte. Wäre das Wasser kälter gewesen, so wäre es mir sicher nicht gelungen. Aber in jenen Breiten — nur ein wenig südlicher als der Wendekreis des Krebses gelegen — ist Seewasser, selbst im Januar, niemals von starrmachender Kälte.

Ganz anders erging es mir während einer anderen Winterferienzeit in Formosa. Diese Ferien verbrachte ich in den Bergen, da ich die Absicht hatte, gewisse Unterstämme der Taiyals zu besuchen, die ich noch nicht gesehen hatte. Infolge der Höhenlage war es natürlich bitter kalt, besonders im Vergleich zur Ebene. Tagsüber hatte es Schneegestöber gegeben. Als Führer und Gepäckträger hatte ich einen Formoser Chinesenkuli, einen älteren Mann, von dem sich voraussetzen ließ, daß er gut mit den Bergpfaden bekannt sei, da er sie von Jugend auf begangen hatte. Als Kohlenbrenner mußte er oft in die Berge auf der Suche nach Brennmaterial und hatte sich mir selbst mit diesem Hinweis empfohlen. Jedoch, vielleicht weil der Tag so ver-

schneit und grau war — er verlor den Weg. Glücklicherweise hatte ich einen Taschenkompas bei mir. In meinem sehr mangelhaften chinesisch-formosischen Dialekt, wie ich ihn mir während meines kurzen Aufenthaltes auf der Insel angeeignet hatte, versuchte ich, ihm die Bedeutung der Magnetnadel zu erklären. Mein Führer behauptete, er habe mich verstanden, und wir müßten nunmehr, um auf den Weg zu stoßen, in einer bestimmten Richtung gehen. Wir gingen also auf Grund seiner Orientierung weiter und kamen an einen Fluß, der gewöhnlich nur ein seichtes Gewässer war, in Folge der winterlichen Regengüsse — der Winter ist die Regenzeit im nördlichen Formosa, der Sommer die Regenzeit im südlichen Formosa — aber zu einem reißenden Strom angeschwollen war. Mein Führer, der, wie alle Chinesentulis, sowohl in Formosa wie auf dem Festlande, gewohnt war, Lasten auf seinem Rücken zu tragen, schlug mir vor, mich zu tragen, da er es leicht machen könne. Ich stimmte zu und so ging es denn huckepack weiter. Mein Führer war ein hochgewachsener Mann. Das Wasser ging ihm gut bis an die Hüften; mit einem Stabe tastete er vorsichtig nach dem Wege. Alles schien soweit gut zu gehen, obgleich es immer dunkler wurde, als der Mann plötzlich, ohne mich zu verwarnen, einen erschreckten gutturalen Schrei ausstieß, in der merkwürdigen Art der gewöhnlich phlegmatischen Chinesen, wenn sie wirklich erschreckt werden. Mit einem Ruck schüttelte er mich von seinen Schultern und, sich unter das Wasser duckend, bis sein ganzer Körper bedeckt war, steuerte er eilig auf einen aufragenden Stein los, hinter dem er sich verkroch. Auf diese Weise plötzlich bis zur Hüfte einfach in sehr kaltes Wasser geworfen, das zudem mit starker Strömung dahinfließ, konnte ich zunächst keinen Halt unter den Füßen gewinnen; schließlich gelang es mir ebenfalls, einen Steinblock zu erreichen, nicht weit von dem meines Führers. Ich kletterte aus dem Wasser auf den Stein und fragte den Chinesen ärgerlich nach der Ursache seines unerhörten Benehmens.

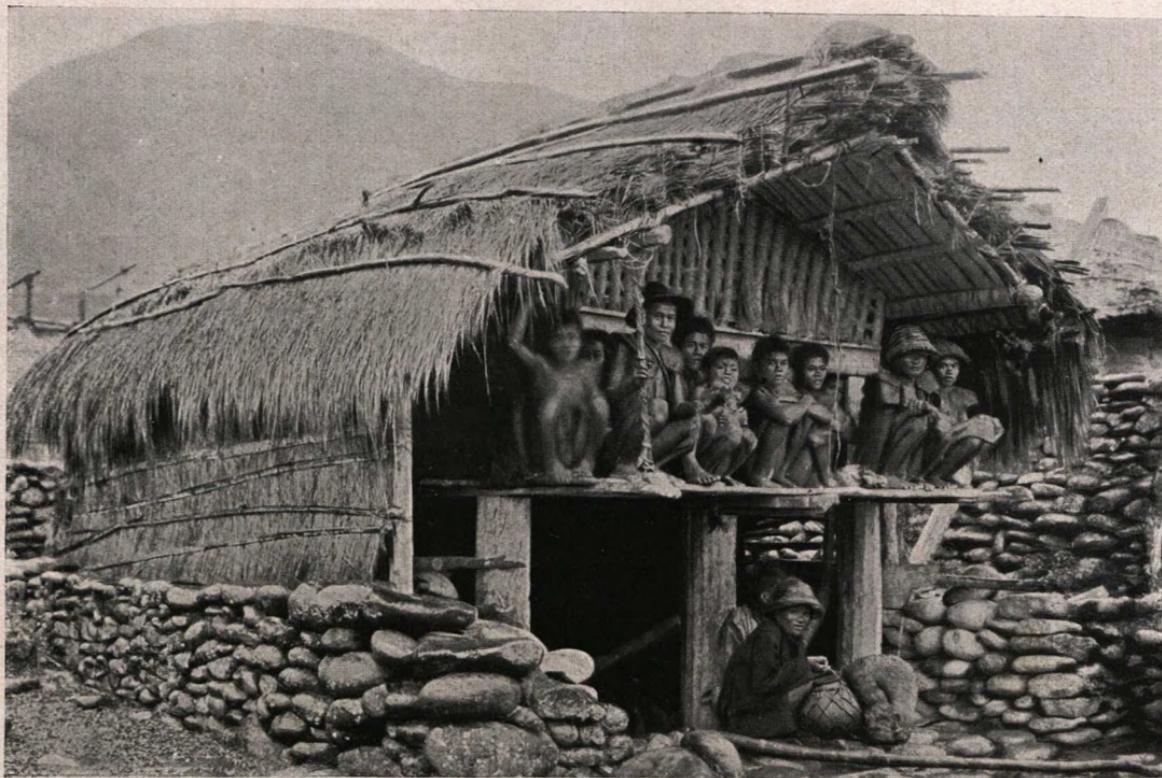
„O Licht des Himmels,“ antwortete der Mann, leise



7. Saiyalleute; die Frau (im Hintergrund) vermutlich von pygmäischer Abstammung



8. Bunummänner vor ihrer Hütte



9. Junggesellenhaus der Yami; Botet Tobago

sprechend, während seine Zähne klapperten, „dort ist ein ‚seban‘ — ein Kopffäger!“ Mit einer Bewegung seines Kopfes wies er auf eine Gestalt, die ich bisher nicht gesehen hatte, und die jetzt am Ufer auftauchte. „Ich war wachsam,“ fuhr mein Führer ruckweise fort, „ich hörte eine Bewegung in den Büschen, ich blickte auf, ich sah . . . Nun werden unsere Köpfe sicherlich bald erledigt sein, wie es den Vätern geschah“, murmelte der Mann in Absätzen weiter, augenscheinlich vor Entsetzen und vor Kälte halb erstarrt.

Auch ich fühlte meine Glieder kaum noch und überlegte rasch, was zu tun sei. Die Möglichkeit einer Köpfung war denn doch dem langsamen Tode durch Erfrieren vorzuziehen, besonders da der angenehme Zustand lieblicher Träume, der, wie man sagt, dem Kältetod vorausgeht, noch nicht eingetreten war. Dagegen aber ein Zustand ungemeiner Ungemütlichkeit. Die kleine Waffe, die ich gewöhnlich auf meinen Bergtouren bei mir trug, war in meiner Handtasche, und diese lag an dem Ufer, das wir soeben verlassen hatten. Mein Führer sollte sie mir holen, nachdem er mich über den Strom getragen hatte. Jedoch — es gibt Fälle, da es besser ist, vor einem Übel, das man kennt, zu fliehen, und das unbekannte Übel zu wählen . . . kurz, ich rief den Seban an, und obwohl er eine Abart des mir halbwegs bekannten Taiyaldialekts sprach, waren Worte zu einer solchen Verständigung kaum nötig. Des Mannes verständnisvolles Grinsen tat mir wohl. Es war so menschlich, so arisch menschlich, daß es geradezu erfrischend wirkte nach der maskenhaften Leidenschaftslosigkeit sowohl der Chinesen wie der Japaner, an die ich mich nun schon längere Zeit gewöhnt hatte. Denn diese zwei Völker, wie verschieden sie auch sonst voneinander sind — in diesem Punkte sind sie gleich. Beide betrachten es als ein Anzeichen schlechtesten Erziehung und niedriger Herkunft, wenn einer irgendwelchen Ausdruck von Erregung, selbst von aufrichtiger Empfindung irgendwelcher Art in seinen Zügen sichtbar werden läßt. Sogar die Kulis haben soweit als möglich diese Gewohnheit angenommen, indem sie ihre Herren nachzu-

ahmen suchen. Alle tragen sie eine Maske, die sie selten oder niemals fallen lassen. Die Seban aber sind nicht nach der Ethik des Konfuzius geschult worden, daher denn auch das Spiel von Freude und Leid, von Vergnügen und Ärger auf ihren weit beweglicheren Zügen.

Der Ausdruck des Seban in diesem Augenblick war aus Vergnügen und Sympathie gemischt. Ich fürchte sogar, daß er die Zwangslage, in der sich der Chinese befand, weidlich genoß. Seit Generationen sind die Formosa-Chinesen die Erbfeinde der Ureinwohner. Ich gab ihm also zu verstehen, daß mein Führer auf keine Weise zu behelligen sei, und dazu nickte der Seban sein Einverständnis. Dann übermittelte er mir durch Zeichen, daß er bereit sei, wenn ich nichts dagegen hätte, mich sicher über das Wasser ans Ufer zu tragen, wohin ich, wie er gesehen habe, zu gelangen wünschte. Was sollte ich tun? Meine Kleider waren völlig durchtränkt, ich fror bis auf die Knochen, und meine Finger waren derart erstarrt, daß ich mich nicht mehr lange am Stein hätte festzuklammern vermocht. Auf den Chinesen konnte ich mich nicht verlassen, solange er sich in der Nähe des Seban befand. In der That vermochte der arme Wicht kaum aus dem Wasser zu kriechen, so völlig erschlaft hatte ihn die plötzliche Erscheinung des Kopfsjägers, der noch dazu einem Zweigstamm zugehörte, den er besondere Ursache hatte, zu fürchten.

Als ich dem Wilden mein Einverständnis mit seinem Vorschlage zu verstehen gab, grinste er wieder, nahm sein Messer aus dem Lendentuch und schritt, es über das Wasser emporhaltend, in den Strom, der seine Lenden umspülte. Ich war nur zu glücklich, mich von meinem zweifelhaften Halt am Stein zu lösen und an seine Schultern zu hängen, und nun trug mich der Seban seinem Versprechen gemäß an das andere Ufer. In allen Angelegenheiten fand ich die Eingeborenen immer anständig gegen Leute, die sie nicht verraten hatten. Mich noch immer auf den Schultern tragend, denn noch war ich zu erstarrt und zu ermüdet, um zu gehen, schritt er auf ein Feuer in der

Nähe zu, um welches sich eine Anzahl seiner Leute versammelt hatte. Ich erfuhr später, daß diese Leute zu einer Dorfgemeinschaft oben in den Bergen gehörten, deren Bambushütten durch die Regenströme völlig zerstört worden waren. Die heimatlosen Wilden kampierten vorübergehend am Fuße eines großen Baumes, in dessen Zweigen, wie sie glaubten, die Geister ihrer Vorfahren leben sollten wie auch die der „Großen weißen Väter von alters her“ — offenbar meinten sie die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts, denen die Priesterin des zerstörten Dorfes ständige Dauergebete dargebracht hatte. Mein Erscheinen unter ihnen wurde also als eine Erhöhung ihrer Gebete aufgefaßt, und ich ward mit Heilrufen empfangen. So erschien ich ihnen — eine sehr zerlumpfte und erfrorene Göttin, Männer und Frauen fielen auf ihr Angesicht, und Kinder stürzten mit lautem Geschrei davon.

Ich habe mich seither manchmal gefragt, ob die zwei zufälligen Begebenheiten — einmal der Sturm auf See, das andere Mal eine Regenflut in den Bergen, denen zufolge ich zufällig unter zwei Völkerschaften der Ureinwohner geriet, und zwar unter jene der Ostküste und dann jene der nördlichen Berge — nicht etwas mit den sehr freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen diesen Naturvölkern und mir sich entwickelten, zu tun gehabt haben mögen. Gewiß war die Rolle einer meer- oder flußgeborenen Göttin nicht die, welche ich zu spielen wünschte oder auch nur im Sinne hatte. Aber ein paar Worte, die ich gelegentlich auffing, nachdem ich etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, brachten mich auf den Gedanken, daß die Tatsache meines Kommens zu ihnen „aus dem Wasser“ sehr zu der Verehrung beitrug, die sie für mich hatten, und die Überzeugung bei ihnen bestätigte, daß ich ein wiedergekehrter Geist der vormals so geliebten weißen Herrscher sei. Warum übrigens ein Geist diese wirklich sehr unbehagliche Methode seiner Annäherung oder seiner Wiederkunft wählen sollte, ist mir durchaus unklar. Daß ich mitten unter ein matriarchales Volk gekommen war, erklärt wohl die Tatsache, daß niemand von den Urein-

wohnern es für sonderbar zu halten schien, daß der Geist einer ihrer großen Väter den Körper einer Frau zum Wiedererscheinen erwählt habe. Es schien jedenfalls die allgemeine Überzeugung unter den nördlichen Stämmen zu sein, daß in meiner Gestalt ein Geist unter ihnen wieder erschienen sei. Unter den südlichen Stämmen waren deren manche, die anscheinend glaubten, daß eine Göttin des Meeres (oder aus dem Meere hervor) zu ihnen gekommen sei — eine Göttin, der man der Sitte nach halbjährlich opferartige Gaben darbrachte.

Als ich den Grund für die mir erwiesene Verehrung erfaßt hatte, überkam mich die Lächerlichkeit der Situation. Schulbankerinnerungen und frühzeitige Kämpfe mit Virgil, die irgendwo in einer Region meines Unterbewußtseins weilten, stiegen wieder empor; dies geschah besonders an einem Tage, da ich ein Gespräch auffing, das einige Leute miteinander hatten und das sich auf meinen Gang bezog. Der erschien ihnen besonders merkwürdig, denn weder humpelte ich, wie es die Chinesinnen Formosas taten, noch ging ich mit den zehinwärtsgestellten kurzen Schritten der Japanerinnen. Einige der Küsten-Ureinwohner hatten japanische Frauen gesehen.

„Mit seltsam bedeckten Füßen, den Steinen trozend, mit bürdenfreiem Rücken, mit langen Schritten, frei wandelt sie, wie es die Frauen der Götter taten, von welchen wir stammen.“

„Et vera incessu patuit dea . . .“ Merkwürdig ähnlich in der Idee, obgleich die Worte, in denen dieser Glaube zutage trat, dem sonderbaren malaiischen Dialekt entnommen wurden.

— Jawohl . . . die Kindheit der Welt! Noch gibt es sie in wunderlichen Winkeln und kann, wenn ehrlich gesucht, gefunden werden.

4. Die heutige Bevölkerung Formosas

Sakkas und andere Formosa-Chinesen, Japaner, Eingeborene

Über diesen besonders wunderlichen Weltwinkel nun habe ich während meiner Streifereien auf der Insel manches Wissenswerte gesammelt. Unter anderem erfuhr ich, daß jene, die heutzutage den Hauptbestandteil der Inselbevölkerung bilden, und die sich „Formosaner“ nennen — nicht nur unter sich, sondern auch von ihren japanischen Besiegern und den Europäern der Insel so genannt werden —, Chinesen sind. Von diesen sind zwischen 80 000 und 90 000 „Sakkas“; ursprünglich stammen sie aus der Kwantungprovinz Chinas — ein Volk, das von den übrigen Chinesen sehr verachtet wird. Zu den besonderen Merkmalen der Sakkas gehört, daß die Frauen ihre Füße nicht einschüren. Dagegen werden die Füße aller übrigen Formosa-Chinesinnen geschnürt, das heißt verkrüppelt und verrenkt. Diese Unterlassungssünde von seiten der Sakkas scheint mit der Verachtung etwas zu tun zu haben, welche ihnen durch die Chinesen, sowohl in Formosa wie auf dem Festlande, entgegengebracht wird. Die übrigen fast 3 000 000 „Formosier“ sind Abkömmlinge von Chinesen aus der Fukien-Provinz des Reiches, und die meisten unter ihnen sprechen den Amoydialekt der Chinesen, wenige dagegen den von Fu Tschou.

Die Japaner, die seit dem Vertrag von Schimonoseki (1895) die Herren der Insel geworden sind, zählen zwischen 120 000 und 125 000 Köpfen und nehmen ständig an Zahl zu. Alle Beamtenposten sind heute in den Händen der Japaner. Dergleichen alles Vermögen der Insel.

Die Anzahl der urreinheimischen Bevölkerung ist natürlich viel schwieriger festzustellen. Aber ihre Anzahl kann heute kaum 105 000 Köpfe überschreiten. Ich bezweifle sogar, ob eine genaue Zählung soviel ergeben würde. Die „Encyclopaedia Britannica“, elfte Auflage, gibt die Zahl der Ureinwohner Formosas mit 104 000 an. Dies ist wahrscheinlich eine richtige Schätzung, ob-

gleich die Japaner behaupten, daß 120000 der Wirklichkeit mehr entspreche, denn sie wünschen den Anschein zu erwecken, als nehme die einheimische Bevölkerung eher zu als ab. Gewiß ist, daß die Urbevölkerung stetig abnimmt; dazu werden alle Stämme beständig weiter in die Berge hinauf getrieben, oder, wie im Falle der Ami- und Paiwanstämme, streng auf die Klüftenreiche und unfruchtbare Ostküste verwiesen. Die ganze Insel, einschließlich der außerordentlich fruchtbaren großen Ebenen auf der westlichen Seite der Zentralgebirgskette, war natürlicherweise einst in den Händen der Ureinwohner. Aber während der chinesischen Herrschaft über die Insel, vom Siege des Koxinga 1662 bis zum Abschluß des chinesisch-japanischen Krieges, 1895, wurde die einheimische Urbevölkerung, wenn alle Wiedergaben und Berichte stimmen, worunter sich auch die der Chinesen selbst befinden, mit systematischer Grausamkeit behandelt. Zuweilen durch eine allgemeine Abschächterei, dann wieder durch List und Betrug trieben die Chinesen die Urbevölkerung in das Gebiet der Zentralberge zurück, oder verwiesen sie auf das unfruchtbare und schlecht bewässerte Ostküstenland. Dadurch erlangten sie für sich selbst die Herrschaft über das flache, breite Gebiet am Westufer und sogar über jene Täler zwischen den Gebirgszügen, wo Reis und Tee noch angebaut werden konnten. Betrug und Unterdrückung waren an der Tagesordnung. Ein Ureinwohner zum Beispiel wünschte sich eine Flinte oder eine rote Decke. Ein Chinese versorgte ihn mit den gewünschten Dingen und bemächtigte sich dagegen „im Austausch“, oder noch häufiger „als Pfandobjekt“, seiner fruchtbaren Felder. Natürlich und für den, der die Gewohnheiten der Eingeborenen kennt, nahezu selbstverständlich war es, daß das „Pfand“ nur selten eingelöst und der Chinese demzufolge Besitzer des Landes wurde. Wenn nun tatsächlich ein besonders fleißiger oder weitblickender Eingeborener den Versuch machte, sein Land wieder zu erlangen, so nützte das nicht viel, gewöhnlich fand der Chinese irgendein Mittel, den Wilden zu übertölpeln, und das Land verblieb in chinesischem Besitz.

Seit 1895 ist aller Boden von landwirtschaftlichem Wert aus den Händen der Chinesen in die ihrer japanischen Sieger übergegangen. Dies geschah gewöhnlich durch Anwendung von Gewalt und Erpressung, so daß die Chinesen unter den Händen der Japaner das gleiche zu erleiden hatten, was sie den Eingeborenen während der vorangehenden Jahrhunderte angetan hatten. Während meines Aufenthaltes in Formosa sah ich persönlich Akte der gräßlichsten Grausamkeit der Japaner gegen die Formosa-Chinesen, ebenso wie barbarische Torturen, die von Amts wegen zur Strafe für ganz unbedeutende Vergehen angewandt wurden. Später, im Frühling 1919, sah ich das gleiche in der japanischen Kolonie Korea, wo die sanften Koreaner von den Japanern ebenso mißhandelt wurden. Das ist freilich eine Angelegenheit japanischer Kolonisation, auf die ich in diesem Buch nicht eingehen will.

Das Wohl- oder vielmehr Übelbefinden der Ureinwohner ist durch den Wechsel ihrer Herren im allgemeinen wenig berührt worden. In dieser Beziehung suchten nur die Japaner zu widersprechen, indem sie hervorhoben, daß sie es waren, die den Genuß und, soweit das in den Bergen möglich ist, den Anbau von Reis statt der Hirse bei den Ureinwohnern eingeführt hätten. Auch legten sie Wert auf die Tatsache, daß sie Schulen errichtet hätten zum Zweck des Unterrichts in der japanischen Sprache, in japanischen Sitten und Gebräuchen. Dabei ist es überaus fraglich, ob der Ersatz der Hirse durch Reis als tägliche Nahrung dem Ureinwohner nützlich ist, denn der ständige Genuß der weißen Reissorten läßt ihn wahrscheinlich an Beriberi erkranken, wie auch viele Japaner von dieser Krankheit befallen werden. Das zwangsweise Eintrichtern der japanischen Sprache und japanischer Sitten und Gewohnheiten dürfte ihm ebensowenig zum Segen gereichen. Daraus geht gar zu deutlich hervor, daß die Japaner alles andere als unparteiisch sind. In ihren amtlichen und anderen Berichten reden sie stets von den Bemühungen ihrer Regierung für die Zivilisation der Eingeborenen, versäumen jedoch offenbar, jemals zu erwähnen, daß ihre Errichtung von Kampfermanu-

fakturen die Ureinwohner noch mehr als bisher von ihrem Gebiet zurückgedrängt, sie also noch schwerer vergewaltigt hat, als es die Chinesen getan haben. Ebenso versäumen sie es, zu erwähnen, daß Bomben von Luftschiffen auf die Dörfer der Ureinwohner geschleudert werden, nur damit diese die Allgewalt der japanischen Regierung und diejenige ihres göttlichen Kaisers zu spüren bekommen. Dies geschah tatsächlich während meines Formosa-Aufenthaltes. Die Japaner brüsteten sich damit, ein kluges Schreckmittel gefunden zu haben, und verspotteten die Ureinwohner, weil sie glaubten, das Flugzeug sei ein großer Vogel und die Bombe sein giftiges Excrement.

Tatsache ist, daß von den jeweiligen Beherrschern Formosas allein die Holländer die Ureinwohner während ihrer siebenunddreißig Jahre dauernden Oberhoheit im siebzehnten Jahrhundert wirklich freundlich und gerecht behandelt haben. Die Geschichte dieser gütigen Regierung lebt als Überlieferung unter den Eingeborenen weiter, gleich dem Mythos eines längst vergangenen goldenen Zeitalters, vom Vater auf den Sohn weitergegeben und in Ehren gehalten. Wie lange diese glückliche Zeit verfloßen ist, das wissen sie natürlich nicht, sie nennen sie aber die Zeit, die „viele Großväter zurückliegt“. Es geht unter ihnen sogar die Sage, daß die Holländer die Eingeborenen ihren eigenen Dialekt lesen und schreiben lehrten — und zwar „in den Zeichen der Götter“ (römische Schrift). Alte, von ihren Vorfahren geschriebene Dokumente sollen unter ihnen vor einer Generation noch vorhanden gewesen, aber von den Japanern konfisziert worden sein — ein systematisches und weitreichendes Unternehmen, um die Erinnerung an jede andere Kultur als die japanische unter diesem Kindervolk auszumerzen. Ob die Erzählung von der Wegnahme solcher Dokumente wahr ist, weiß ich nicht, aber mit Sicherheit kann ich behaupten, daß es mir während meines zweijährigen Aufenthaltes in Formosa nicht gelang, auch nur ein einziges Dokument dieser Art bei den Eingeborenen zu finden.

Nur die Erinnerung an eine vergangene Kultur, die ihnen

von „blondhaarigen Göttern gebracht wurde, die über das Meer in weiß besügelten Booten kamen“, oder, wie einige der Stämme es wiedergeben, „die hervorkamen vom Meeresgrund“, ist ihnen geblieben.

Es scheint, daß unter einigen Stämmen der Glaube herrscht, ein wiederverkörperter früherer „Großer weißer Häuptling“ — vermutlich handelt es sich um den Vater Candidius, einen holländischen Priester, der sein Leben der geistlichen Pflege des Volkes widmete — werde einst wiederkehren und ihnen helfen, das Joch ihrer chinesischen und japanischen Bedrücker abzuwerfen; über diesen Vater Candidius und besonders über seine ärztliche Tätigkeit sind viele wunderbare Geschichten aufgesprossen. Daher das herzliche Willkommen, dessen eine blauäugige und blondhaarige Persönlichkeit bei ihnen gewärtig sein kann. Daher auch die Ehrfurcht, die man ihr entgegenbringt. Diese Höflichkeit steht schon in scharfem Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Chinesen wie auch der Japaner, die einen blonden oder sogar braunhaarigen Menschen verächtlich einen „rothaarigen Barbaren mit grünen Augen“ zu nennen belieben.

II. Die eingeborenen Stämme, ihre Sitten und Gebräuche

1. Rassemerkmale

Wenn auch die Eingeborenen von den Chinesen in eine Anzahl von Stämmen geteilt und entsprechend ihrem mehr oder weniger barbarischen Zustand unterschieden werden, so mögen sie doch, in ihrer Gesamtheit betrachtet, als zum indonesisch-malaiischen Stamm gehörig bezeichnet werden; viele ihrer Stämme gleichen nämlich in ihrem Äußeren gewissen Stämmen auf den Philippinen. Hamy sagt in seiner Schrift „Les Races Malaiques“ in „L'Anthropologie“ (1896), daß die Ureinwohner Formosas ihn an die Igoroten vom nördlichen Luzon (Philippinen), ebenso wie an die Malaien von Singapore erinnern.

Über die Malaien in Singapore kann ich nicht auf Grund persönlicher Beobachtungen sprechen, weil ich nicht in Singapore gewesen bin; aber da ich sechs Monate auf den Philippinen war, kurz bevor ich nach Formosa ging, so bin ich imstande, Hamys Aussage über die Ähnlichkeit zwischen Philippinen- und Formosa-Eingeborenen zu bestätigen. Für den Stamm der Igoroten dehnt sich diese Ähnlichkeit bis zu einem gewissen Grade auch auf soziale Gebräuche und den religiösen Glauben aus. Betrachtet man allein die physische Ähnlichkeit, so finde ich diese zwischen den Formosa-Eingeborenen und den Tagalogs von Luzon deutlicher ausgeprägt als zwischen den Formosern und den Igoroten — das heißt dort, wo die Tagalogs sich nicht mit spanischem Blut vermischt haben. Die Ähnlichkeit zwischen den Tagalogs und den Taiyal-Stämmen im nördlichen Formosa ist besonders auffallend mit Bezug auf physische Merkmale. Damit endet jedoch die Ähnlichkeit. Die Tagalogs sind dem spanischen Einfluß zufolge sogenannte Christen; die Taiyals sind es nicht. Die Taiyals von Formosa sind ein eigentümlich

keusches, ehrliches und rechtlich denkendes Volk; die Tagalogs sind dagegen gerade das Gegenteil. Wenigstens ein Formoser Stamm, die Ami der Ostküste, haben eine Überlieferung des Inhalts, daß ihre Vorfäter „in Booten über ein großes Meer von einer irgendwo im Süden liegenden Insel herüberkamen“. Darauf werde ich noch zurückkommen.

Bei der Darstellung der Rasseverwandtschaften der Eingeborenen Formosas soll nicht unerwähnt bleiben, daß Arnold Schetelig sagt, er habe zu seiner Überraschung gefunden, daß die polynesischen und die Maorischädel in der Ärztesakultät der Londoner Universität auffallende Übereinstimmung mit den von ihm gesammelten Formoser Schädeln aufwiesen. Man kann nur annehmen, daß die Ursache zu dieser großen, von Schetelig empfundenen Überraschung darin lag, daß er zuvor die Tatsache der sprachlichen Verwandtschaft zwischen dem modernen Malaiisch und dem von den Ureinwohnern Formosas gesprochenen Dialekt betont hatte und dann darauf übergegangen war, die „bemerkenswerte Übereinstimmung zwischen den Sprachen und physischen Merkmalen“ hervorzuheben. Da jedoch seit jener Zeit, da Schetelig schrieb, eine Rasseverwandtschaft zwischen Indonesiern und Polynesiern festgestellt ist oder zum wenigsten viele Beweise für eine gemeinsame Abkunft vorliegen, so ist in der heutigen Zeit kein Grund zur Überraschung vorhanden, da Polynesier und Malaien oder Protomalaien ohne Zweifel einem gemeinsamen Stamm entsprossen sind, dessen Ursprung in Indonisien zu suchen ist.

Ein Beweis für einen indonesischen Ursprung der Ureinwohner von Formosa ist in gewissen handwerklich erzeugten Gegenständen zu erblicken, besonders in der eigentümlichen indonesischen Form des Wehstuhls, der Nasenflöte und dem musikalischen Bogen. (Siehe S. 107.) Dazu kommt noch die Sitte gewisser Stämme, und zwar der Yami von Botel Tobago, ihre Häuser auf etwa sechs Fuß hohen, in der Erde befestigten Pfählen zu erbauen, und das in einem Klima und unter Bedingungen, die eine solche Bauart nicht eigentlich erfordern.

Wenn jemand sie nach dem Grunde fragt, warum sie so bauen, erhält man die übliche Antwort auf jede Frage dieser Art; es heißt dann regelmäßig: „So taten unsere Väter!“

Nach meinem Dafürhalten liegt der stärkste Beweis für die protomalaiische, eher denn chinesische, melanesische oder andere Verwandtschaft in der Sprache, wenn man die Dialekte der Ureinwohner in ihrer Gesamtheit betrachtet.

Ich bin mir wohl bewußt, daß die sprachliche Verwandtschaft als Beweismittel für Rasseverwandtschaft von vielen Anthropologen nicht beachtet wird, und zwar, weil eine Handels- oder sonstige Berührung unter Völkern oft deren sprachliche Eigenart beeinflusst oder die Übertragung von Fremdwörtern von einem Volk zum anderen herbeiführt. Damit bin ich völlig einverstanden, soweit verschiedene Rassen auf dem gleichen Kontinent leben, wie zum Beispiel die verschiedenen Rassen Afrikas, oder soweit Völker auf benachbarten Inseln leben. Die Formoser Urvölker jedoch hatten seit geschichtlichen Zeiten keinen Zusammenhang mit der malaiischen und indonesischen Rasse. Sie selbst sind keine Seefahrer, und als Fremdlinge, die in ihre Inseln eindringen — seit dem sechsten Jahrhundert n. Chr., wo die chinesischen Berichte sie zuerst erwähnen, während der Sui-Dynastie —, sind Wogen von Chinesen, Holländern, Spaniern, möglicherweise Portugiesen und Japaner aufeinander gefolgt. Trotz dieser Tatsache ist die Sprache, mit der die Formoser Dialekte am meisten verwandt scheinen, malaiisch; jenes Malaiisch, das auf der Malaiischen Halbinsel gesprochen wird, wengleich auch einige Anklänge an das in Java gesprochene Malaiisch vorhanden sind, nach malaiischen und javanischen Wörterverzeichnissen in Büchern, wie „The Malay Archipelago“ von Wallace, zu urteilen. Es ist festgestellt worden, daß ungefähr ein Sechstel der Worte der verschiedenen Formoser Dialekte eine direkte Übereinstimmung mit der malaiischen, jener von den Malaien selbst gesprochenen Sprache haben. Bei einem so großen Bestandteil von Worten, die einander sehr ähnlich sind, und bei der Jahrhunderte dauernden Abschließung der Formoser

Stämme (in bezug auf Berührung mit anderen malaiischen und indonesischen Völkern) besteht wohl kaum ein Zweifel, daß die Sprachen, wie wahrscheinlich auch die Rassen, einem gemeinsamen Stamm entsprungen sind.

2. Einteilung der Stämme

Was nun die Stammeseinteilung der Ureinwohner betrifft, so werde ich die neun Stämme anführen, in die sie gewöhnlich gruppiert werden, und zwar will ich hierbei lieber der Schreibweise der Japaner folgen, als mich an die chinesische Buchstabierung halten.

Es sind dies: Saiyal, Saisett, Bunun, Tsuou, Tsarisen, Paitwan, Piyuma, Ami und Yami. Diese Namen stehen der japanischen oder auch der englischen Aussprache am nächsten, und die Stämme, die sich damit benennen, scheinen mit jedem Namen einfach den Begriff „Mensch“ ausdrücken zu wollen, mit Ausnahme der Ami, manchmal von ihnen selbst „Kami“ gesprochen, was soviel heißen will als „Leute des Nordens“. Dies ist der Stamm, der an der Überlieferung festhält, daß er ursprünglich über ein großes Wasser von irgendwo aus dem Süden gekommen sei.

Der japanische Erforscher Formosas, Ishii, führt nur sieben Stämme von Ureinwohnern an und läßt die Tsarisen und Piyuma weg, nach dem heute bestehenden japanischen Gruppierungssystem, an welchem die Japaner um der sprachlichen Verwandtschaft willen festhalten. Das heißt, weil die von den Piyumas und Tsarisen gesprochenen Dialekte der Mundart der Paitwans gleichen, haben sie diese Stämme zusammengefaßt. Sicher ist allerdings nur, daß die von japanischer Aufzählung ausgelassenen Stämme sich im Zustande rascher Abnahme befinden. Ihre Besieger sind aber kaum darauf erpicht, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Tatsache zu lenken. Wie dem auch sei, Ishii selbst ist ehrlich genug, um zuzugeben, daß der Piyumastamm eine eigentümliche soziale Organisation besitzt

und von den Paitwans abgesondert werden sollte. Auch die Saisett sind ein Stamm, der rasch abnimmt. Bald, ich fürchte, sogar sehr bald werden nur noch sechs Stämme übrig bleiben.

Die ethnographische Karte, die diesem Buche beiliegt, zeigt die Verteilung der einzelnen Stämme über die Insel, ihre Wohn- bzw. Wanderbezirke. Inzwischen wird die „Aliyu-sen“, die militärische Grenzlinie der Japaner, immer enger um das Gebiet gezogen, das, wie man annimmt, den Ureinwohnern gehört. Und gerade inmitten dieses Territoriums, ja selbst innerhalb des Berglandes, wo wenigstens die Chinesen die Ureinwohner ungestört ließen, hat nun die japanische Regierung Stationen eingerichtet zum Zweck des Fällens von Kampferbäumen und zur Gewinnung des rohen Kampferextrakts, der in der Fabrik von Taihoku raffiniert wird. Die Arbeit in den Kampferstationen „im Gebiet der Wilden“ wird von Formosa-Chinesenkulis unter der Leitung japanischer Aufseher verrichtet. Durch dieses Gebiet sind die Schienen, von denen ich im ersten Teil gesprochen habe, gelegt worden, über die die Wagen die steilen Berglehnen emporgeschoben werden.

Dem heutigen Bestande nach betrachte ich den Taiyal-Stamm des Nordens als den größten, sowohl nach seiner Volkszahl wie nach der Größe seines Gebietes. (Siehe S. 26.) Nächst den Taiyal ist der Stamm der Ami an der Ostküste der größte; dann folgen die Paitwan im Süden. Ich stimme dabei eher mit dem japanischen „Bureau für Angelegenheiten der Ureinwohner Formosas“ überein als mit Ishii, der die Paitwan für den größten der ureinheimischen Stämme der Bevölkerungsziffer nach hält.

Die Japaner reden gewöhnlich von den „Wilden des Nordens“ und den „Wilden des Südens“. Jene des Nordens sind die Taiyal oder der „tatauierte Stamm“, so benannt nach der eigentümlichen Art, wie die Gesichter dieser Leute tatauiert sind, worüber ein anderes Kapitel ausführlich berichtet. Dazu gehören auch die wenigen übrig Gebliebenen des Saisett-Stammes. Über den Taiyal-Stamm sagt der von der japanischen Regie-

rung herausgegebene „Überwachungsbericht über die Ureinwohner Formosas“ folgendes: „Der Distrikt der Taiyal umfaßt ein Gebiet von 500 Quadrat-ri (6700 Quadratkilometer) mit einer etwa 30 000 Köpfe zählenden Bevölkerung; aber auf Grund des steten Vorschießens der militärischen Schutzlinie wird ihr Gebiet in den letzten Jahren allmählich kleiner.“

Diese Angabe über das beständige Abnehmen des Taiyal-Gebietes kann mit demselben Recht auf die Bezirke der anderen wilden Stämme bezogen werden, die die Japaner unter dem allgemeinen Namen „Wilde des Südens“ zusammenfassen. Denn auch um diese wird die militärische Sperre immer fester gezogen.

Der Taiyal-Stamm ist nicht nur der größte und mächtigste auf der Insel, er ist auch, und vielleicht gerade aus diesem Grunde, der kühnste und am wenigsten zur Unterwerfung geneigte. Die meisten erwachsenen Männer dieses Stammes tragen schon auf ihren Gesichtern das tatauierte Zeichen, das bedeutet, daß sie wenigstens einen menschlichen Kopf zu ihrem Ruhm als erobert anführen können. Die anderen, sich mit Kopffjägerei befassenden Stämme sind die Bunun und die Paiwan.

Für Forscher der heutigen Zeit würde es bei der Einteilung der Formoser Ureinwohner gut sein, wenn sie sich vor einem Irrtum hüten würden, dem mehrere europäische Autoren auf diesem Gebiet in den ersten Nummern der „China Review“ (1873/74) verfallen zu sein scheinen, nämlich, die chinesischen Bezeichnungen von „Pepo-huan“, „Sek-huan“ und „Chin-huan“ als ethnologische oder stammliche Einteilungen zu betrachten. In Wirklichkeit bedeuten diese Benennungen im chinesischen Amoydialekt, in der oben angeführten Reihenfolge, nur „Barbar der Ebene“, „Reifer Barbar“ (das heißt ein halb Zivilisierter) und „Grüner Barbar“ (das heißt ein völlig Wilder). Diese Benennungen wurden von den Chinesen unterschiedslos für die verschiedenartigen Stämme angewandt, abgesehen von der Verschiedenheit des Dialektes oder der physischen Merkmale.

Was die physischen Merkmale betrifft, so gehören, im weiteren

Sinne gesprochen, alle Ureinwohner zum allgemeinen „malaischen Typus“; dennoch kann ein Mensch, der viel unter den verschiedenen Stämmen gewesen ist, ganz abgesehen von den Unterschieden des Tatauierens, ohne Schwierigkeit zwischen dem großen, mit vorstehendem Unterkiefer behafteten Saiyal des Nordens, dem mehr mongolischen Typus der Ulmi- und Paitwan-Stämme an der Ostküste, dem schöneren gradnasigen Typus, der sich jenem gewisser amerikanischer Indianer nähert, der Bunun des zentralen Gebirges und den ewig lächelnden, sanften und dunklen Yami von Botel Tobago (japanisch „Koto Sho“), der winzigen Insel im Süden Formosas, unterscheiden. Die Hautfarbe, die Form der Gesichtszüge und das zuweilen lockige Haar verschiedener Glieder des Yami-Stammes deuten an, daß die Bewohner dieser Insel in sich einen Zuschuß von Papua-Blut haben, das das vorherrschende malaische Blut in ihnen verändert hat. Diese Mischung wird ferner auch durch gewisse Züge ihrer Handwerke und Künste betont.

Zu dem chinesischen Einteilungssystem, das nach chinesischer Ansicht auf verschiedenen Kulturgraden der Ureinwohner beruht, muß noch folgendes gesagt werden: Die Pepo-huan gibt es heute ebensowenig in Formosa wie etwa die alten Briten im heutigen England. Sie lebten früher in den östlichen Ebenen, und die wenigen, die nicht ausgerottet wurden, haben sich mit der formosa-chinesischen Bevölkerung vermischt. Die unbestimmte Benennung „Sek-huan“ wird zuweilen auch auf jene Glieder der Ulmi- und Paitwan-Stämme angewandt, die stark mit den Chinesen in Berührung kommen. Unter der Benennung „Chin-huan“ sind alle übrigen Stämme der Insel begriffen.

Sowohl Keane (in „Man Past and Present“) als auch E. L. Bullock, früher britischer Konsul in Takao (in „Chinese Review“, 1873), sprechen von einem Teil der Sek-huan als von einer hellerfarbigen Rasse im Vergleich mit den anderen Ureinwohnern. Sie sollen nach ihnen hervorragend lange und hervorstehende Zähne, einen großen groben Mund, vorgeschobenen Unterkiefer und eine schwache Konstitution haben. Beide Forscher



10. Der Sekretär der Verfasserin macht Notizen über den Taiyaldialekt



11. Zwei Männer und eine junge Frau des Paiwanstammes vor dem Haus eines Häuptlings



12. Männer und Frauen des Taiyalstammes; im Vordergrund ein Knabe und ein Mädchen

sehen einen Zuschuß holländischen Blutes in diesen Leuten voraus, obwohl es mir nicht recht ersichtlich ist, warum Schwäche der Konstitution gerade einer holländischen Abkunft zuzuschreiben sein soll. Offenbar hätte Schwäche der Konstitution zum Aussterben führen müssen, besonders in einem Lande und unter Bedingungen, wo das „Gesetz vom Überleben der Tauglichsten“ streng wörtlich zu nehmen ist. Sicher ist, daß ich nirgends eine Spur dieser Leute, als Gruppe genommen, finden konnte, weder in den Bergen, noch an der Ostküste. Ein halbes Jahrhundert bewirkt schon große Veränderungen an einem Urvolk, wenn es gegen stärkere Rassen streiten muß.

Als das einzige noch vorhandene Volk unter den Ureinwohnern, das wahrheitsgemäß eine helle Haut besitzt, ist — soweit ich zu unterscheiden vermag — eine örtliche Unterabteilung der Taiyals, Taruko genannt, festzustellen. Die Taruko-Gruppe lebt im nordöstlichen Teil der Insel, unmittelbar hinter den berühmten hohen Klippen. Die Tarukos zeigen aber nicht nur eine hellere Farbe als die anderen Ureinwohner, sie haben auch regelmäßige Gesichtszüge von klarerem Schnitt. Ishii behauptet, sie gehörten zu den ältesten Bewohnern der Insel. Für diese Behauptung vermochte ich persönlich keine Bestätigung zu finden, obgleich ich zugebe, daß der japanische Forscher gute Gründe für seine Aussage haben mag. Jedenfalls gibt es eine Tradition sowohl unter den Taruko selbst wie unter den benachbarten Taiyals, daß die Taruko ursprünglich an der Westseite der großen Berge beheimatet waren und während der letzten Generationen an ihre heutigen Heimstätten ausgewandert seien. Wenn dies so ist, so ist es nicht ausgeschlossen, daß sie eine Beimischung holländischen Blutes aufweisen. Sicher ist, daß sie um ihrer Kühnheit und Tapferkeit und ihres ungebrochenen Geistes willen rühmlich bekannt sind. Sie kamen erst 1914 unter die japanische Herrschaft. Man behauptet auch, daß sie nie unter chinesischer Herrschaft standen. Auch dieses Volk hat einen Mythos über seine Herkunft. Bei dem Abschnitt über religiöse Sitten und Anschauungen komme ich darauf zurück.



Ehe ich das Thema der Ethnologie der Ureinwohner ver-
lasse, muß ich noch auf die Streitfrage zu sprechen kommen,
ob auf Formosa ein Zwergvolk lebt, ähnlich dem der Aëtas auf
den Philippinen. Ich kann dazu nur sagen, daß ich auf meinen
Fahrten niemals eine Rasse von Zwergen, ja nicht einmal einen
Stamm oder eine noch so kleine Gruppe davon angetroffen
habe. Aber was ich, während ich im Gebiet der Taiyals war,
wirklich fand, waren Einzelindividuen mit einem scheinbar zwerg-
haften Einschlag, eine Eigentümlichkeit, die mir bei drei oder vier
Frauen auffiel (Bild 5 und 7). Ich betone natürlich nicht nur
die Größenunterschiede zwischen diesen und den Taiyalfrauen
oder denjenigen irgendwelcher anderer Stämme, wohl aber ge-
wisse charakterisierende physische Merkmale, durch die sie sich
wesentlich von den anderen unterscheiden. Fürs erste ist die
Kopfform deutlich verschieden, denn die Kopfform dieser kleinen
Frauen ist eher negerhaft als malaiisch; außerdem sonderbar
infantil, sogar für den negroiden Schädeltypus, dazu mit außer-
ordentlich hervorstehender Stirn. Auch ist die ganze Körperform
mehr diejenige eines Kindes als eines erwachsenen Weibes,
mehr als es sonst unter Ureingeborenen der Fall ist. Ferner
steht die große Zehe von den übrigen Zehen auffallend stark
ab. Was aber vielleicht als das deutlichste Merkmal bei diesen
Frauen gelten kann, ist, daß ihr Haar im Gegensatz zu dem
der anderen Ureinwohner deutlich kraus ist, während alle malai-
ischen Völker durchaus schlichtes Haar haben, eine Tatsache,
deren sich diese kleinen Frauen offenbar schämen.

Die Hautfarbe dieser Zwergfrauen, wenn man sie überhaupt
als solche bezeichnen kann, ist jedoch nicht so dunkel wie die der
Philippiner Aëtas oder der Andamanen, sondern im Gegen-
teil eher heller als die der sie umgebenden Völker.

Ich bedauere, daß ich keine Maße von diesen kleinen Frauen
nahm — ich hatte keine Meßinstrumente bei mir, um die Arbeit
sorgfältig zu machen —, doch glaube ich nicht, daß ihre Größe
über vier Fuß und zwei bis drei Zoll hinausgehen dürfte. Eine
interessante Tatsache ist übrigens, daß die anderen Ureinwohner,

unter denen diese kleinen Weiber leben, sie für von sich „verschieden“ halten. Jene, die ich sah, waren schweigsam und sichtlich abgeneigt, sich zu äußern. Merkwürdig war auch, daß in einem Stamme, wo es wenig Ehescheidungen gibt und wo eheliches Unglück eigentlich selten vorkommt, alle diese winzigen Weiblein geschieden oder wenigstens getrennt von ihren Ehemännern, den Taiyal-Männern, lebten; „gegenseitige Unverträglichkeit“ scheint die Ursache davon zu sein.

Was das Dasein dieser sehr kleinen Frauen, die nach Farbe, Gesichtszügen und Körperform von dem sie umgebenden Stamme verschieden sind, erklären könnte, vermag ich nicht zu sagen. Es ist ja möglich, daß die wenigen, die ich sah, einfach Anomalien, zwerghafte Individuen des Stammes waren, in dessen Mitte sie lebten. Aber das würde kaum die Verschiedenheit in der Farbe, noch weniger die der Haarbeschaffenheit begründen, selbst wenn die kindliche Form des Schädels und der allgemeinen Körperlichkeit dadurch erklärt werden könnte. Es muß daran erinnert werden, daß diese Individuen in einer Zone leben, durch die der Wendekreis des Krebses läuft. Infolgedessen mögen sie Belege der manchmal aufgestellten Theorie sein, daß jede in den Tropen lebende Rasse eine Duplikatzwergrasse hat. Es kann aber auch sein — und dies erscheint mir weit wahrscheinlicher —, daß diese winzigen, unter den Taiyals lebenden und den anderen unähnlichen Frauen ein Überbleibsel eines jetzt ausgestorbenen Zwergvolkes bilden, dessen Männer getötet wurden, während nur wenige Frauen sie überlebten. Und da diese wenigen, sicher aber diejenigen, mit denen ich in Berührung kam, kinderlos waren, so ist es augenfällig, daß es in der nächsten Zukunft keine Vertreter dieser zwerghaften Menschen mehr geben wird — das heißt, wenn diese letzte, von mir vorgeschlagene Erklärung wahr sein sollte. Dies ist eine der wenigen mit der Völkerkunde Formosas im Zusammenhang stehenden Fragen, deren fernere Untersuchung eine sehr dankenswerte Aufgabe wäre.

3. Soziale Gliederung

Die soziale Gliederung der Ureinwohner Formosas bietet viele interessante Seiten; am stärksten fallen die folgenden ins Gewicht:

die Kopffjägerei und der Gesichtspunkt, von dem aus die Stämme diese Sitte betrachten;

das Mutterrecht, das hier weiter entwickelt ist als gewöhnlich, selbst unter primitiven Völkern in der heutigen Zeit;

das Kommunalsystem, wonach gemeinschaftlicher Besitz Geltung hat;

die Keuschheit und strenge Monogamie, die unter diesen Naturvölkern üblich ist.

Das sind alles Gewohnheiten, die auf denjenigen am stärksten wirken, der zu ihnen kommt, nachdem er eine Zeitlang in China oder Japan oder in den chinesischen und japanischen Städten und Dörfern des „zivilisierten Teils“ der Insel zugebracht hat.

Die eine oder andere dieser Sitten herrscht natürlich auch sonst unter primitiven Völkern in den verschiedensten Teilen der Welt. Einzigartig ist jedoch ihre Vereinigung zu einer klar ausgeprägten sozialen Gliederung.

a) Kopffjägerei

Daß die Kopffjägerei mit unter dem Titel „Soziale Gliederung“ eingeschlossen wird, mag vielleicht wie ein Widerspruch erscheinen, da die Kopffjägerei wohl kaum zu den sozialen Sitten in unserem Sinn gezählt werden kann. Ich meine jedoch, daß, wer unter den kopffjagenden Stämmen gelebt hat, verstehen wird, wie eng diese Sitte mit dem Gebäude ihres ganzen sozialen Lebens verwoben ist. Sie regelt sowohl die politische wie die soziale Stellung der Männer innerhalb ihres Stammes, sie ist unmittelbar zu dem Ehestande in Beziehung gesetzt, denn unbarmherzig heißt es: „Kein Kopf — kein Weib“ und spiegelt sich überdies in den Spielen, den Gesängen und den Tänzen wider. Dazu kommt, daß die Kopffjägerei durch einen ebenso

strengen Roder, wie es etwa der eines Offiziers in der sogenannten zivilisierten Gesellschaft ist, geregelt, der aber sicher weniger häufig gebrochen wird.

In seinem Werk „The Races of Man“ (Seite 251) bemerkt Deniker, wo er von den Dayaks von Borneo schreibt, sehr gut: „Eine Anzahl von Handlungen, die in den Gesetzbüchern aller zivilisierten Staaten als strafbar gelten, werden unter gewissen besonderen Umständen nicht nur geduldet, sondern sogar gepriesen, wie zum Beispiel das Töten bei Notwehr im Duell, während des Krieges oder als Strafvollstreckung. Wenn wir uns Beispiele solcher Art ins Gedächtnis zurückerufen, werden wir weniger streng über einen Dayak urteilen müssen, der eines Mannes Kopf nur aus dem Grunde abschlägt, um die Trophäe seiner Braut zu bringen. Denn wenn er anders handelte, würde er von allen verstoßen werden.“ Dieselbe milde Beurteilung, für die Deniker bei den Dayaks eintritt, könnte auch gut auf den Ureinwohner Formosas ausgedehnt werden, der nie auf diese Weise eine private Rache ausübt, wie sehr er auch von einem Stammesbruder gereizt worden sein mag. Streitigkeiten privater Natur werden immer dem Stammeshäuptling, sei dieser nun Mann oder Weib, zur Schlichtung vorgelegt. Auch wenn ein Formoser freiwillig sein Wort gibt, von der Kopffjägerei abzustehen, so wird er allen Berichten gemäß — und meine persönliche Erfahrung bestätigt mir das — nie sein Versprechen brechen, vorausgesetzt natürlich, daß es sich nicht um einen erzwungenen Eid handelt, der durch Schrecken erpreßt wurde.

Die Stämme, unter denen noch immer die Kopffjägerei vorkommt, sind die Taiyals, die Bununs und die Paiwans, doch ist sie heutigentags unter den Paiwans weniger verbreitet als unter den Taiyals und den Bununs. Unter allen anderen „Chin-huan“-Stämmen war sie, noch zur Zeit der heute lebenden Generation, gang und gäbe. Bei den Taiyals, jenem großen Stamme auf der Nordseite der Insel, vermag man mit einem Blick zu sagen, wer bereits einen Kopf erbeutete, denn ein tatauiertes Zeichen am Kinn gibt davon Kunde. Gelegentlich

sieht man auch die Zeichen des erfolgreichen Kopffjägers auf dem Rinn ganz junger Knaben eintatauiert. Das zeigt an, daß diese Knaben die Söhne erfolgreicher Kopffjäger sind und daß man ihre Hände auf die von ihren Vätern abgeschlagenen Köpfe gelegt hat, oder daß sie selbst Köpfe in Nestaschen auf ihrem Rücken getragen haben. Sie sind dann nach dem Roder des Stammes zu dem Erfolg anzeigenden tatauierten Zeichen berechtigt. Nebenbei soll noch hervorgehoben werden, daß, während die Taiyals, zumeist um ihrer besonderen Art des Tatauierens willen, als ein besonderer Stamm betrachtet werden, sie selbst sich nicht an diese soziale Einheit halten, sondern aus einer Anzahl von Untergruppen bestehen; es heißt, es gebe deren sechsundzwanzig, die einander als abgesonderte Einheiten betrachten und demgemäß auf Kopffjagd gegeneinander losgehen.

Wenn ein Knabe die Mannesreise erlangt, so wird vorausgesetzt, daß er dieses Ereignis mit einer ersten Kopffjagderpedition feiert. Gewöhnlich ziehen mehrere Knaben gleichen Alters zusammen, von älteren und erfahreneren Kriegeren derselben Gruppe oder des gleichen Unterstammes begleitet, auf ihre erste Jagderpedition aus. Diesem Ereignis geht immer eine Orakelbefragung voraus; gewöhnlich richten sie sich nach dem Vogelomen, von dem ich später ausführlicher sprechen werde; es hängt dann von der günstigen oder ungünstigen Auslegung des Zeichens ab, ob die Expedition sofort unternommen oder aufgeschoben wird. Die Taiyals sehen ihre Expedition als glückbringend an, wenn sie sich mit einer ungeraden Anzahl von Männern auf den Weg machen, insofern als sie anzunehmen scheinen, daß die Wahrscheinlichkeit, sich einen Kopf, der soviel zählt wie ein Mann, zu erbeuten, groß ist, und so die glückliche gerade Zahl entstehen soll, mit welcher sie in ihr Dorf zurückzukehren hoffen.

Während der Abwesenheit der Männer auf dem Kriegspfade enthalten sich die Weiber dieser Gruppe nicht nur des Webens, sondern auch des Berührens ihres Materials — einer groben Hanfforte, die sie gewöhnlich zu Kleidung verweben. Abgesehen davon, daß sie äußerst sorgsam darauf bedacht sind,

das Feuer nicht ausgehen zu lassen, denn dies würde für ein äußerst übles Zeichen gehalten werden, tun sie wenig, bis sie von ferne das Geschrei der zurückkehrenden Krieger vernehmen, das entweder Sieg oder Niederlage verkündet, und je nach der Bedeutung dieser Rufe rüsten sich die Frauen entweder zum Fest oder zu einer Zeit der Trauer.

Sind die Krieger erfolgreich gewesen, das heißt, kehren sie mit einem oder mehreren Köpfen ihrer erschlagenen Feinde zurück, so wird ein großes Festessen hergerichtet, an dem sowohl Männer wie Frauen teilnehmen. In dieser Hinsicht unterscheiden sich Formoser Feste von den siegreichen Festen der Krieger vieler anderer Gemeinschaften, wobei nur die Männer die Feiernden sind. Diese Verschiedenheit äußert sich auch beim Festmahl am folgenden Tag, da beide Geschlechter daran teilnehmen. Ebenso beteiligen sich die Weiber auch am Weintrinken, den sie sich selbst aus Hirse bereiten, und am Rauchen. Unter den Taiyals wie auch bei den meisten anderen Stämmen rauchen sowohl Männer wie Frauen Bambuspfeifen, die in Größe und Form mehr denjenigen der Europäer gleichen, als den von den Chinesen und Japanern gerauchten winzigen Pfeifchen (Fig. 9, Seite 101). Die Pfeifen werden aber aus irgendeinem Grunde, den ich nicht erfahren konnte, während des Rauchens verkehrt gehalten, den Kopf nach unten: der Tabak wird dabei so fest in den Pfeifentopf hineingestopft, daß er nicht herausfallen kann. Unter den Küsten-Umis rauchen nur die Männer aus Pfeifen, deren Köpfe oft mit Metallstückchen, in Nachahmung eines menschlichen Gesichts, verziert sind und die sie im Tauschhandel mit den Chinesen erstanden haben. Die Frauen dieses Stammes rauchen große Zigarren.

Auf welche Weise der Tabak in Formosa eingeführt worden ist, wo er nun wild wuchert, ist noch ungeklärt. Wahrscheinlich ist er von den Holländern eingeführt worden und, einmal in ein ihm günstiges Erdreich verpflanzt, gedieh er und breitete sich aus, trotz aller fehlenden Pflege. Heute ist das Rauchen unter allen Stämmen der Hauptinsel allgemein geworden, ab-

gesehen von den Yami von Votel Tobago, die das Rauchen bis heute noch nicht kennen, ebensowenig wie das Trinken berauscher Getränke. Ein anderer Punkt, der diese sanften Menschen von ihren Nachbarn der Hauptinsel im Norden unterscheidet, ist die Tatsache, daß niemand von ihnen die Kopffjagd betreibt.

Wir kehren nun zu dem bedeutendsten kopffjagenden Stamm, den Taiyals, zurück. Während des Festessens und des Tanzes zur Feier des Sieges wird der Kopf des Opfers auf ein dem Dorfe gehörendes Schädelgestell gelegt; er bildet hier oft den Abschluß einer Reihe anderer Köpfe. Davor wird Nahrung und Hirsweine niedergestellt, manchmal ihm sogar etwas Eßbares in den Mund geschoben. Der Häuptling (oft auch ein Weib) oder die Oberpriesterin spricht darauf den Kopf mit etwa folgenden Worten an: „O Krieger, willkommen seist du in unserem Dorfe und bei unserer Feste! Isß und trink und bitte deine Brüder, auch zu kommen und auch mit uns zu essen und zu trinken!“

Die Beschwörung, so wird vorausgesetzt, soll eine magische Wirkung ausüben, indem sie noch weitere Siege nach sich zieht und also noch mehr Köpfe auf das Schädelgestell bringt.

Die Messer, mit denen die Köpfe der Feinde abgeschnitten worden sind, werden von allen Stämmen in großer Verehrung gehalten. Unter dem Paitwan-Stamme glaubt man, daß die Geister der Ahnen in gewissen Messern, die seit mehreren Generationen im Besitz des Stammes gewesen sind, ihre Wohnstätte haben.

Unter den Paitwans wie auch unter den Bununs wird der erfolgreiche Krieger nicht, wie bei den Taiyals, durch ein bestimmtes Tatauierungszeichen, sondern durch das Tragen einer besonderen Mütze kenntlich gemacht, die von den Frauen des Stammes verfertigt wird. Die Paitwans, deren Gebiet sich früher bis zum Kap Garanbi erstreckte, hatten und haben auch heute noch den Ruf, Menschenfresser wie Kopffjäger zu sein. Diese Behauptung findet sich auch in der „Encyclopaedia

Britannica“. Ich halte sie jedoch für einen Irrtum, ebenso wie George Taylor, der viele Jahre lang unter der chinesischen Herrschaft Leuchtturmverwalter am Südkap (Garambi) war. Dieser Mann kannte wahrscheinlich die Ureinwohner genauer als irgendein Weißer der holländischen Besatzung. Der oberflächliche Beobachter allerdings, der einen Haufen von Schädeln in irgendeinem einheimischen Dorfe sieht, oft sogar mehrere Schädel in oder über der Tür eines Häuptlings, ist leicht geneigt, den voreiligen Schluß daraus zu ziehen, daß die Dorfbewohner notwendig Kannibalen sein müßten. Doch glaube ich nicht, daß die Eingeborenen Formosas jemals Kannibalen waren, geschweige es noch sind.

Unter den Paitwans gibt es eine Überlieferung aus jenen alten Zeiten, als ihr Gebiet sich noch bis an die Seeküste erstreckte, daß „große Boote“ oft an ihre Küste stießen, aus denen Männer an Land kamen, die gewohnheitsgemäß eine Menge ihrer eigenen Leute gefangennahmen und fortschleppten. Ob diese großen Boote chinesische Dschunken waren oder spanische Schiffe von den Philippinen, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls aber wird unter den Paitwans das Töten von Fremden, mit Ausnahme solcher mit blonden Haaren und blauen Augen (was anzeigen dürfte, daß jene Eindringlinge der Vergangenheit keine Holländer waren), als ein Akt der Selbstverteidigung gegen ihr eigenes Verschlepptwerden betrachtet. Wieviel Wahrheit dieser Überlieferung zugrunde liegt, weiß ich nicht.

In diesem Zusammenhang behaupten die Paitwans auch folgendes: In jenen alten Tagen, da die Fremden von einem ihrer großen Schiffe ans Land kamen, flüchteten sich die Eingeborenen an einen geheimen Ort mitten in den Bergen, doch wurden sie durch das Krähen eines Hahnes verraten, der ihr Versteck den Fremden offenbarte; diese töteten darauf viele von ihnen und schleppten andere auf ihre Schiffe. Sie führen diese Tatsache als Grund dafür an, daß sie niemals Hühner genießen. Da aber auch ein Nachbarvolk, die Ami, ebenfalls keine Hühner essen und für ihre Enthaltbarkeit einen anderen Grund angeben,

nämlich den, daß „die Seelen guter und sanfter Menschen in Hühnern leben“, so ist der Paiwan-Tradition keine allzu große Glaubwürdigkeit zu schenken, wenigstens nicht ihrer besonderen Auslegung. Das ist einer jener vielen Fälle, wo verschiedene Gründe von seiten eines primitiven Volkes angeführt werden, um eine längst festgesetzte Sitte zu erklären. Nebenbei mag noch erwähnt werden, daß nur unter den Küstenstämmen, wie den Paiwans, Piyumas und Umis, das Züchten von Hühnern um ihrer Eier willen — augenscheinlich von den Chinesen — eingeführt worden ist.

Unter den Paiwans, wie unter den anderen Stämmen, einschließlich der Taiyals des Nordens, besteht die Sitte, zwei große Feste jährlich zu feiern, das eine zur Saatzeit, das andere zur Erntezeit. Bei diesen Festen wird viel gegessen und getrunken, und zwar wird besonders viel von dem berausenden Hirsewein genossen. Was die Paiwan-Festlichkeiten jedoch von denen aller anderen Stämme unterscheidet, ist, daß die Paiwans alle fünf Jahre einmal gelegentlich dieser Festlichkeiten ein Spiel „*Navayaiya*“ vorführen. Dieses Spiel besteht in einem Wettkampf unter den Kriegern, von denen ein jeder bemüht ist, auf seiner Bambuslanze ein in die Luft geworfenes Bündel, das heute aus Holzrinde hergestellt wird, aufzufangen. Der Mann, der dieses Bündel auf seiner Lanzenspitze auffängt, ist der Sieger. Die Überlieferung unter ihnen behauptet, daß dieses Bündel in alten Zeiten ein menschlicher Kopf war, der eines erschlagenen Feindes, der also umhergeschleudert wurde; ein bloßes Bündel aus Birkenrinde wird von den Leuten als schwacher Ersatz betrachtet. Jedoch japanische Gesetze gegen das Kopfsjagen sind streng, denn die Japaner selbst haben unter dieser Sitte nur zu oft gelitten; und Messer, selbst geheiligte Messer, vermögen nichts gegen moderne Schießgewehre oder gar Bomben, die von Flugzeugen herabgeschleudert werden.

Ähnlich geht es bei dem benachbarten kleinen Stamme der Piyumas zu. An einem jährlich einmal gehaltenen Festtage wird ein Affe — die Wälder Formosas wimmeln von diesen Tieren —

vor das Junggesellenhaus gebunden und von den jungen Männern mit Pfeilen getötet. Ist das Eier erlegt, so spritzt der Dorfhäuptling ein wenig Wein dreimal gen Himmel und wiederum dreimal zur Erde nieder, neben den Körper des toten Affen. Darauf folgen Gesänge, Tänze und ein Festmahl. Die alten Leute des Diyuma-Stammes erklären diese Sitte also: In den guten alten Zeiten, als ihr Stamm noch stark und mächtig war, wurde ein Gefangener aus irgendeinem anderen Stamme immer bei solchen festlichen Gelegenheiten hingeopfert. Jetzt aber müßten sie sich mit einem minderwertigen Ersatz zufrieden geben. Einer der Gründe, weshalb ein Affe als so besonders minderwertiger Ersatz für einen Menschen betrachtet wird, ist der, daß ein Affe nicht fähig ist, eine Botschaft an die Geister der Ahnen derer, die ihn erschlugen, zu übernehmen. In den guten alten Tagen jedoch trug jeder Pfeil, der in den Körper eines Mannes geschossen wurde, eine Botschaft an die Vorfahren des Mannes, der den Pfeil abschoss, mit sich. Augenscheinlich betrachtete man die Sache derart, daß der Getötete unter einer Verpflichtung stand, der er sich unmöglich entziehen konnte, sich der ihm mitgegebenen Botschaft sofort nach seiner Ankunft in der Geisterwelt zu entledigen.

Selbst unter den Paiwans nimmt heute die Kopffjägeri ab; sie wird von diesem Stamm weit weniger geübt als von den Bununs und Taiyals. Viele Ehren, die früher dem erfolgreichen Paiwan-Kopffjäger zuteil wurden, werden jetzt dem erfolgreichen Tierjäger erwiesen; dieser trägt heute die ihn auszeichnende Mütze, die früher allein dem Kopffjäger vorbehalten war.

Für die Eierjagd bedienen sich die Ureinwohner entweder der alten Gewehre, die sie vor langer Zeit von den Chinesen im Tauschhandel erhielten, oder, wie in den Fällen, da diese Gewehre von den Japanern beschlagnahmt wurden auf Grund der Annahme, daß ihre Besitzer gefährliche Wilde seien, der Bogen und Pfeile (Fig. 12, Seite 101), wie ihre Ahnen sie benutzten, noch ehe die Gewehre unter ihnen eingeführt wurden. Der Bogen ist einfacher Art, gewöhnlich aus dem Holze des

Catalpa-Baumes verfertigt; die Bogensaite besteht aus dem zähen Chinagrass, das auf der Insel wächst, der Pfeil aus Bambus, und die Pfeilspitze heute aus Eisen, die aus irgendwelchem Eisenabfall hergestellt wird, wie ihn die Leute durch Tauschhandel erlangen.

Eine interessante Eigenart der Formoser Pfeilkonstruktion ist die, daß sie nicht gefiedert sind wie die der Japaner; eine Abweichung in der Handhabung besteht darin, daß der Pfeil immer auf die linke Seite des Bogens gelegt wird, während die Chinesen und Japaner ihn auf die rechte Bogenseite legen.

b) Mutterrecht

Wir wenden uns jetzt der politischen und sozialen Gliederung der Stämme im allgemeinen zu. Vielleicht kann das bezeichnendste Merkmal in der Bemerkung eines japanischen Polizisten, der mich auf einem meiner ersten Ausflüge unter die Taiyals begleitete, zusammengefaßt werden. Er sagte nämlich: Ihr Häuptling ist eine Frau! — Diese Tatsache hat nicht nur für die Taiyals, sondern auch für andere Stämme Geltung. Man sieht häufig die Königin oder den weiblichen Häuptling einer Stammesgruppe, wie sie auf den Schultern ihrer Untertanen durch das Dorf getragen wird, damit ihre geheiligten Füße den Boden nicht berühren. So eng jedoch sind „Staat und Kirche“ miteinander verbunden, das heißt, so oft sind Königin und Hauptpriesterin ein und dieselbe Person, daß Beschreibungen gewisser mit dem „weiblichen Häuptling“ verbundener Sitten aufgeschoben werden müssen, bis sie unter den Abschnitten über Religion und Ehe behandelt werden können.

Mein Aufenthalt unter den amerikanischen Indianern von Neumexiko, Arizona und Nevada und eine geringe Kenntnis der Eingeborenen der Pazifik-Inseln, besonders jener von Hawaii und den Philippinen, hatte mich dazu geführt, die Vorstellung aufzugeben, jemals ein echtes Matriarchat unter primitiven Völkern zu finden. Zu oft schon hatte ich festgestellt, daß, wo nebenbei in Schilderungen von einem tatsächlich bestehenden matri-

archischen Zustände die Rede war, eine genaue Untersuchung klar ergab, daß es sich nur um matrilineare und matrilocale Verhältnisse gehandelt hatte.

Stämme, die ihre Namen mütterlicherseits ableiten oder in denen die jungverheirateten Ehepaare sich im Stamme der Braut ansiedeln, hat es immer gegeben. Das Vorkommen solcher Stämme innerhalb gewisser primitiver Völker ist schon längst festgestellt. Aber ihr Vorhandensein sagt noch nicht mit Notwendigkeit, daß die Frau vorwiegend die Macht in Händen hat. Ganz das Gegenteil findet in vielen Fällen statt, wie eine genaue Erforschung von Völkern, unter denen matrilineare und matrilocale Sitten vorherrschen, bewiesen hat. Billigerweise sollte jedoch hinzugefügt werden, daß unter Stämmen mit matrilocalen Sitten die Stellung der Frau eine bessere zu sein pflegt als unter den patrilocalen Stämmen. In matrilocalen Stämmen wird der Ehemann mehr oder weniger als Gast, ja als „Fremder“ von den Angehörigen seiner Frau betrachtet, ein Mensch, auf den der Einfluß seines Schwiegervaters und Schwagers eine reinigende Wirkung ausübt, da in matrilocalen Stämmen die wahre Macht gewöhnlich in den Händen des Vaters oder ältesten Bruders der Frau liegt, denen eine völlige Autorität über sie und ihre Kinder zusteht. Es war in Formosa, wo ich tatsächlich matriarchisch organisierte Stämme fand.

Unter den Paiwans, auch unter dem kleinen benachbarten Stamm der Piyumas, scheint das Häuptlingsamt erblich zu sein und von der Mutter auf die Tochter überzugehen, wenn auch über einzelne Gruppen männliche Häuptlinge herrschen. Dies kommt gewöhnlich vor, wenn die alte Königin stirbt, ohne eine Tochter zu hinterlassen. Solche Fälle treten oft genug bei einem Volk ein, bei dem kleine Familien die Regel sind. In diesem Zusammenhang mag auch ein Bericht erwähnt werden, der eine ziemlich weite Verbreitung gefunden hat, und zwar über die Kinder der einheimischen Frauen von Formosa. Es ist nämlich gesagt worden, daß die Frauen ihre Kinder nur dann am Leben lassen, wenn sie selbst siebenunddreißig Jahre alt ge-

worden sind. (Siehe „Campbell, Formosa under the Dutch“.) Diese sonderbare Behauptung wurde in einer holländischen Chronik des siebzehnten Jahrhunderts vorgefunden und ist sicher in gutem Glauben an die Wahrhaftigkeit holländischer Berichte auch von modernen Forschern wiederholt worden. Von dieser Sitte bemerkte ich jedoch während meines Aufenthaltes inmitten der verschiedenen Stämme nirgends eine Spur. Ganz im Gegenteil, ich sah viele Mütter aus den verschiedensten Stämmen, die ihrer Kinder mit größter Hingabe warteten. Es ist wahr, daß unter ihnen wie unter vielen primitiven Völkern Zwillingsgeburten als Unglück bringend betrachtet werden. Daher wird das Schwächere der Zwillingskinder gewöhnlich gleich nach der Geburt getötet. Ebenso dürfen illegitime Kinder nach Formoser Sitte nicht leben bleiben; besonders streng sind in dieser Beziehung die Anschauungen der Ureinwohner. Außer diesen Fällen sah ich nichts, was irgendwie auf Kindermord unter den Stämmen schließen ließe, und hörte auch nichts darüber. Sowohl Männer wie Frauen sind sogar ihrer Nachkommenschaft besonders ergeben. Aber wegen der heute so schweren Lebensbedingungen für die Ureinwohner sind die Familien nur wenig zahlreich, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Kinder kann zur Reife gelangen.

Ein ziemlich strenges System der Altersgrade, nach denen der Rang bestimmt wird, scheint bei den Paiwans und Piyumas zu herrschen. Je älter ein Mann oder eine Frau ist, desto mehr Verehrung wird ihnen gezollt. Diese Stämme, wie auch die Tfuou-, Umi- und Yami-Stämme, haben das „Junggesellenhaussystem“ (Bild 9). Wenn ein Knabe das Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren erreicht, so muß er das Haus seiner Eltern verlassen und im Junggesellenhause bis zu dem Tage seiner Verheiratung wohnen. Das Junggesellenhaus dient zugleich als Schlafraum, Militärbaracke und Klubhaus. So streng wird das System nach dem Grade der verschiedenen Altersstufen unter den Piyumas innegehalten, daß sie zwei Klubhäuser haben, eines für Knaben von zwölf bis zu fünfzehn Jahren,

ein anderes für junge Männer über fünfzehn. In beiden Junggesellenhäusern, dem der Knaben und dem der jungen Männer, herrscht die strengste Disziplin. Eine Anzahl von Jünglingen ist mit der Aufgabe betraut, das Feuer niemals ausgehen zu lassen, denn wenn das geschähe, so würde es für den Stamm nach ihrer Auffassung ein großes Unglück bedeuten. Wieder andere Jünglinge haben die Pflicht, Wasser zu holen. Sie tragen das Wasser gewöhnlich in großen Bambusröhren auf ihren Schultern. Jeder Bewohner dieser Häuser hat eine ihm zugewiesene Pflicht, und von jeder Altersstufe setzt man voraus, daß sie ohne Widerstand den Befehlen derer gehorche, die ihr an Alter voraus sind.

Die Gründe, die man für das gemeinschaftliche Leben der jungen Männer in den Junggesellenhäusern anzuführen pflegt, sind so verschieden geartet wie jene Begründungen für die anderen oben besprochenen Sitten und Gebräuche. Die zwei Haupt-erklärungen, die man am häufigsten zu hören bekommt, sind einmal: das Gemeinschaftsleben der jungen Männer mache sie tapferer und kühner, besonders da die Junggesellenhäuser gewöhnlich mit Schädeln der erschlagenen Stammesfeinde geschmückt sind; und ferner: das Gemeinschaftsleben sei für die Keuschheit und auch für die Erhaltung der zarten Sinnesart junger Frauen und Kinder günstig. Auf diese Art seien die Kinder nur von gesetzten älteren Leuten umgeben und also vor Gesprächen behütet, die für sie nicht schicklich sind.

Diese Junggesellenhäuser werden gewöhnlich, wenn auch nicht immer, auf Pfeilern erbaut, den indonesischen Bauten nicht unähnlich, etwa zehn Fuß über der Erde. Der Eingang in diese Häuser wird durch Bambusstangen ermöglicht, welche die jungen Leute erklettern müssen.

Eine der Sitten unter den Junggesellen der Paitwans erinnert an einen Brauch der Hawaier und anderer Polynesier: bei festlichen Gelegenheiten tragen sie um den Hals lange Blumenkränze und Girlanden.

Unter den Amis herrscht ein verwickeltes System für die

Altersunterschiede. In einigen Gruppen dieses Stammes gibt es zehn Altersunterschiede, in anderen zwölf. Männer und Frauen gleichen Alters genießen die gleichen Vorrechte, während stets den ältesten Leuten die größte Verehrung erwiesen wird. In mancher Hinsicht können die Amis als der demokratischste aller Stämme betrachtet werden, da Altersvorherrschaft, die jeden der Reihe nach einmal treffen muß, eher denn erbliche Rangstufen sowohl Macht wie Vorrang verleiht.

Unter den Taiyals hat jede Untergruppe ihren eigenen Häuptling oder ihre „Häuptlingin“. Bei diesem Stamm scheint jedoch der Rang mehr vom Wahlrecht als vom Erbrecht abhängig zu sein, da die Wahl gewöhnlich auf eine Priesterin fällt, deren Amtshandlungen besonders erfolgreich entweder im Vertreiben des Regenteufels (darüber ausführlich im Kapitel über „Religion“) oder in der Auslegung von Zeichen waren, die zu glücklichen Kopffjagderpeditionen geführt haben.

Die Speicher, die die Jahresernte an Hirse bergen, werden ebenfalls von Frauen verwaltet. Diese teilen die täglichen Hirserationen an die Frauen der verschiedenen Familien aus, die zur Stammesgruppe gehören. Der Hirschespeicher scheint eine Art Banngebiet für Männer zu sein, wenigstens für die des Taiyalstammes.

Welcher Ursache eigentlich die Frauen der Formoser Ureinwohner ihre Überlegenheit verdanken, ist schwer zu sagen. Als Volk haben die Ureinwohner die Stufe der „Hackbaukultur“ erreicht, eine Stufe, die sowohl Deniker wie auch andere Forscher scharf von „eigentlichem Ackerbau“, der sich der Pflugschar bedient, unterscheiden. Gewöhnlich ging der Hackbau dem Hirtenstadium voraus, während eigentlicher Ackerbau diesem folgt. Sicherlich stimmt diese Richtschnur der Kulturordnung für die Formoser Eingeborenen. Sie haben weder Herden, noch Trag- oder Zugtiere; sie stecken noch durchaus im „Jägerstadium“ der Zivilisation, wenigstens was die Männer betrifft. Die Frauen jedoch bearbeiten den Boden mit einer primitiven, kurz gestielten Hacke (Fig. 8, Seite 101) und bauen



13. Schädel Sammlung von geköpften Feinden in einem Taiyaldorf



14. Paiwanfrauen beim Weben

auf diese Weise sowohl Hirse als auch Kartoffeln an. Außerdem verstehen sie die Tabakpflanzungen vom Unkraut zu säubern. Ob nun alle diese Dinge, das Erzielen und Aufbewahren der Lebensmittel, Hirse und Kartoffeln, das Sammeln und Säubern der Tabakblätter, das Bereiten des Weines, die zum Teil den Luxus des Lebens bilden, den Frauen die Vorherrschaft gegeben haben, die sie zweifelsohne besitzen, ist fraglich. Ich selbst neige zu der Annahme, daß das der Fall ist, nach dem Grundsatz, daß, wer über den Beutel verfügt, gewöhnlich auch die Macht hat. Jedoch Lowie, der amerikanische Anthropologe, warnt in seiner Schrift „Primitive Society“ ausdrücklich davor, voreilig anzunehmen, daß eine Ackerbaustufe, und sei sie auch nur die Hackbaukulturstufe, notwendig „matri-potestas“ in sich schließe, und weist darauf hin, daß unter den Andamanen, die sich in dem allerprimitivsten Jagdstadium befinden, die Frauen eine weit höhere Stellung einnehmen als inmitten der heutigen Ackerbauvölker Indiens und in vielen anderen Teilen der Welt.

Es mag sein, daß die Gleichberechtigung oder die Vorrechtstellung der urreinheimischen Frauen in Formosa sich auf Ursachen zurückführen läßt, die zum Teil die Rasse betreffen, denn auf Guam, einer Insel der Marianen- oder Ladronengruppe, die von einem Volke augenscheinlich indonesischer Abstammung bewohnt wird, scheint derselbe Zustand hinsichtlich des Verhältnisses der Geschlechter untereinander zu bestehen, wie er auch in Hinterindien bei den Rhasi und anderen sich findet. In Formosa ist diese Lage der Dinge sicherlich nicht der Berührung mit einer überlegenen Rasse zuzuschreiben, denn sowohl unter den Chinesen als auch unter den Japanern wird die Frau, wie allgemein bekannt ist, als dem Manne durchaus untergeordnet betrachtet.

Aber was nun auch die Ursache für die Vorherrschaft der Frau bei den Eingeborenen Formosas sein mag, sowohl im politischen wie im religiösen Leben, die beide eng miteinander verwoben sind: das Ergebnis scheint das Glück aller Beteiligten innerhalb der Stammesgruppe nur zu fördern. Streitigkeiten inmitten

der Gruppe kommen selten vor. Wenn sie aber doch eintreten, so werden sie fast immer entweder durch die Königin bzw. Hauptpriesterin allein beseitigt oder von einer Versammlung aller älteren Frauen der Gruppe in der Form von Gegenstellungen überwunden. Diebstahl inmitten einer Gruppe scheint bei allen Stämmen unbekannt zu sein, das gilt auch für jene, die man als Freunde der Stammesangehörigen betrachtet. Ihre Treue in der Freundschaft ist geradezu ergreifend, ebenso ihre Zuverlässigkeit bei Versprechungen, die ihnen immer heilig sind. Dies bezieht sich besonders auf einige der Taiyal- und Bergstämme, die mit den Chinesen oder Japanern noch wenig in Berührung gekommen sind.

Weiter ist die strenge Monogamie und die eheliche Treue während der Dauer der Ehe ein auffallender Zug ihrer sozialen Gliederung¹, der in scharfem Gegensatz zu der Auffassung vieler anderer primitiver Völker steht — wie der Afrikaner, Australier, Mongolen, der meisten Indianer, auch der anderen ozeanischen und malaiischen Völker, vor allem aber der Chinesen und Japaner. Ein Japaner, Regierungsbeamter in Formosa, mit dem ich wegen meiner Expeditionen in das Gebiet der Wilden in Berührung kam, „bedauerte“ die Seban (Wilden), daß sie keine genügend entwickelte soziale Gliederung besäßen, um darin Raum für ein Geishasystem, das System beruflicher Sängerinnen und Tänzerinnen, und das der „Yoshiwara“ zu haben. Dieser Ausdruck ist in Verbindung mit japanischen Städten zu gut bekannt, um einer Erklärung zu bedürfen.

Unter all den „Chin-huan“, den „grünen Wilden“, jenen, die nicht in nahe Berührung mit den Chinesen und Japanern gekommen sind, wird Ehebruch mit dem Tode bestraft, und ein untreuer Ehemann erleidet die gleiche Strafe wie eine ungetreue Frau. Prostitution ist unbekannt.

Über die Besitzrechte unter den „Chin-huan“ ist zu erwähnen, daß alle Glieder dieser Namensgruppe in Gemeinschaft sowohl

¹ Diese Ehedauer ist unter den verschiedenen Stämmen verschieden; darüber ausführlich in dem Kapitel über Ehe.

Jagdgründe als auch die für den Anbau von Hirse, Kartoffeln und Tabak, neuerdings auch von Reis notwendigen Ländereien besitzen. Niemals scheint eine Streitigkeit wegen des Kommunalbesitzes vorzukommen. Es wird als selbstverständlich betrachtet, daß ein jeder, der dazu körperlich imstande ist, an den Jagden teilnimmt und dazu beiträgt, die Gruppe mit Fleisch zu versorgen. Ebenso hält man es für selbstverständlich, daß jede Frau, die nicht krank oder zu alt ist, ihr Teil an Bodenkultur, an dem Einern und Aufspeichern der Nahrungsmittel auf sich nimmt. Hirse und Kartoffeln werden in besonderen Speichern aufbewahrt und, wie in einem anderen Zusammenhange bereits erwähnt, von Frauen, die die Aufsicht über die Speicher haben, an jedes weibliche Familienoberhaupt nach dem Bedarf der einzelnen Familie ausgeteilt. Der Grundsatz „von jedem nach seiner Fähigkeit, an jeden nach seinem Bedürfnis“ scheint sich erfolgreich und ohne Reibung unter den Eingeborenen zu vollziehen.

Das einzige bei ihnen im Gebrauch befindliche Gewürz ist das erst seit kurzem von den Japanern eingeführte Salz. Unter den Eingeborenen, die nie mit den Japanern in Berührung kamen, da sie in den unzugänglichen Gebirgsgegenden leben, ist auch das Salz unbekannt. Einige Gruppen der Taiyals gebrauchen statt des Salzes gepulverte Ingwerwurzel, um ihre Speisen zu würzen.

Über das bei ihnen gebräuchliche Zählsystem ist zu sagen, daß die Chin-huan noch immer mit Hilfe ihrer Hände zählen, das heißt, eine Hand bedeutet fünf, zwei Hände zehn usw. Gelegentlich zählen sie auch nach einem „Mann“; dieser, so lernt man mit der Zeit, gilt als die Zahl zwanzig. Die Ami- und Paitwan-Stämme, die an der Küste leben und seit einiger Zeit mit den Chinesen und Japanern in Berührung kommen, sind über diese primitive Zählweise hinausgelangt.

4. Religiöse Anschauungen und Gebräuche

Wer in persönliche Berührung mit einem primitiven malaischen Volk gekommen ist, wird wohl mit mir darin übereinstimmen, daß der Glaube an die „All-Vater“-Idee, so wie manche Forscher sie als dem kindlichen Geiste des primitiven Menschen für entsprechend halten, auf diesen besonderen Zweig primitiver Menschen nicht zutrifft. Sicherlich zeigt sich auch, soweit die Ureinwohner Formosas in Betracht kommen, keine Spur von etwas Derartigem, höchstens vielleicht bei den Amis der Ostküste; der so nebelhafte Begriff von einem allerhöchsten Wesen, wie sie ihn möglicherweise haben, kann allenfalls von den ihren Vorfahren erteilten Lehren holländischer Missionare herrühren. Wenn man sie genau nach ihrem religiösen Glauben befragt, so reden sie von mehreren Gottheiten. Sie sind gewöhnlich paarweise vorhanden, männlich und weiblich, wie zum Beispiel Rakring und Kalapiat. Diese Gottheiten werden in Zusammenhang mit den häufig an der Ostküste vorkommenden Gewitterstürmen gebracht, die nach dem Glauben der Amis ihren Ursprung den Streitigkeiten zwischen dem Gotte Rakring und seiner Gattin Kalapiat verdanken. Rakring verursacht den Donner durch Stampfen und Umherschleudern der Kochtöpfe, die den wertvollsten Besitz in jedem Ami-Haushalt darstellen, und Kalapiat erzeugt den Blitz, indem sie sich in ihrem Zorn völlig entkleidet — dies ist nämlich ein von den Amifrauen häufig geübter Brauch, um ihre Unzufriedenheit darzutun. Die in Formosa häufig vorkommenden Erdbeben werden, wie man glaubt, durch einen Geist in Gestalt eines großen Schweines verursacht, das sich an einem Pfosten kratzt, der von der Erde bis zum Himmel aufragt. Sonne, Mond und Sterne sind von Dgagha und Bartsing — Gott und Göttin — gemeinsam erschaffen worden. Die Erde ist nach dem Glauben der Amis flach, die Sonne geht zur Nacht, Mond und Sterne dagegen gehen am Tage unter die Erde.

Die Amis scheinen demokratischer sowohl in der Religion

wie auch in der Politik zu sein, das heißt die Macht der Priesterinnen ist geringer. Jedoch gibt es fraglos Priesterinnen unter ihnen, die in Zeiten der Gefahr und in Krankheitsfällen gebeten werden, bei den verschiedenen Gottheiten ihre Fürbitte einzulegen. Dieser Akt der Fürbitte geschieht in der Form eines gesungenen Gebetes, das immer lauter und wilder wird, je länger es dauert. Dazu werden kleine farbige Steine oder heutzutage auch im Tauschhandel von Chinesen und Japanern erworbene Glasperlen, mit kleinen Stücken Fleisch vom Wildschwein vermischt, in die Luft geworfen, die wahrscheinlich als Opfergabe an die Gottheiten gedacht sind.

Ist eine Stammesgruppe der Umis in schwerer Gefahr oder Not oder steht sie irgendwie vor der Notwendigkeit einer wichtigen Entscheidung, so begeben sich die Ältesten der Gruppe oder des Dorfes — eine Stammesgruppe oder Stammeseinheit besteht gewöhnlich aus mehreren einander nahen Dörfern, die unter der gleichen Herrschaft stehen — in Begleitung mehrerer Priesterinnen, falls nur das Dorf von dem Leid berührt ist, in eine Höhle oder einen Ort in der Nähe einer hohen Klippe, kurz, irgendwohin, wo ein Echo gehört werden kann. Die Priesterinnen versetzen sich durch fortgesetztes Tanzen und Singen in einen Zustand höchster Erregung, bis sie erschöpft in eine entweder wahre oder nur vorgetäuschte Ohnmacht fallen. Sobald sie wieder zum Bewußtsein kommen, was manchmal erst am nächsten Tage geschieht, sagen sie, daß die Geister, die ihnen vom Felsen oder aus der Höhle während des Singens Antwort gaben und diese „zurückfangen“, ihnen mitgeteilt hätten, welche Maßregeln das Volk ergreifen müsse, um seiner in Frage stehenden Notlage zu begegnen. Diese Mitteilung kann aber nur den Ältesten gegeben werden, und nur diesen ist es gestattet, den besonders heiligen Tanz mitanzusehen. Für irgendeinen der jüngeren Leute würde das als schlimme Sünde gelten. Die von den Priesterinnen während ihrer Gesangsaufrufungen benützten roten Steine oder Perlen werden auch zuweilen von den alten Kriegern und Jägern benützt. Kurz bevor ein alter

Jägermann seinen Jagdausflug in die Berge unternimmt, pfllegt er einen roten Stein in eine frisch geöffnete Betelnuß zu tun, diese auf seine Handfläche zu legen und vor seinem Gesicht, den Handteller aufwärts gekehrt, gen Himmel zu heben. Diese Zeremonie soll ihm zu Glück auf der Jagd verhelfen und ehedem auch bei Kopfsjagdexpeditionen gang und gäbe gewesen sein.

Die Anschauungen der Amis über Himmel und Hölle deuten ebenfalls auf Spuren früherer holländischer Missionslehren; die heutigen Missionare beschränken ihre Tätigkeit auf die Formosa-Chinesen. Gute Männer und Frauen, glauben die Ami, kommen nach ihrem Tode in den Himmel und böse in die Hölle. Der Himmel ist nach ihrem Glauben „irgendwo im Norden“, die Hölle „irgendwo im Süden“ gelegen. Es wäre interessant, zu erfahren, ob dieser Glaube, soweit die Richtung in Betracht kommt, eine Stammeserinnerung an ihre frühere Heimat ist oder vielleicht an eine Mezelei, die die Auswanderung der Hinterbliebenen zur Folge hatte; vielleicht auch an Hunger und Durst während der Reise vom Lande des Südens bis nach Formosa. Jedenfalls berichtet ihre Überlieferung, daß ihre Vorfahren in einem langen Boot an die Küste, ihre heutige Heimat, trieben. Sogar die Stelle ihrer Ausschiffung wird von ihnen noch heute gezeigt; es ist ein Fleck bei Pinan (siehe Karte). Einmal jährlich wird hier eine Gedächtnisfeier gehalten, wobei Nahrung und Getränke den Geistern der Vorfahren dargeboten werden. Ihre eigenen Vorfahren sind natürlich in den Himmel gekommen, wohin sie selbst auch nach dem Tode gehen werden, ebenso natürlich auch die anderen Stammesleute; dagegen werden jene, mit denen sie in Feindschaft leben, in die Hölle wandern . . . Wunderlich fürwahr, wie sehr sich wilde und zivilisierte Psychologie doch in gewissen Punkten gleichen. Die Amis sagen jedoch, daß die Hölle nicht viel schlimmer sein könne als die Erde; andernfalls würden Geister nicht darin verbleiben.

Bei den Piyumaa, dem kleinen Stamm an der Ostküste,

der südlich von den Amis lebt, besteht der heiligste Platz aus einem Bambusgehölz, ein paar Meilen landeinwärts gelegen, den sie selbst „Urapani“ nennen. An diesem Fleck wurde nach der Überlieferung der Piyumas der Stab eines Gottes in das Erdreich gepflanzt, der dann zu einem Bambus emporwuchs. Von den verschiedenen Gliedern dieses Bambus entsprangen der erste Mann und das erste Weib, die Ahnen der Piyumas. Gewisse Abzeichen auf einem Steine nahe bei Urapani sollen die Fußspuren dieses ersten Menschenpaares sein. Infolgedessen wird dieser Stein als besonders heilig betrachtet.

Die Sage, von einem Bambus entsprungen zu sein, findet sich auch bei anderen Stämmen außer den Piyumas. Ja, eigentlich kennen sie alle Formosa-Stämme, wie auch die Tagalogs der Philippinen. Eine ähnliche Sage wird auch in der japanischen Erzählung von Taketori-Monogatari erwähnt.

Die Paiwans, der südlichste Stamm der ganzen Insel, der südlich von den Piyumas wohnt, ist der einzige Ureinwohnerstamm, der etwas besitzt, was die Missionare etwa Götzenbilder nennen würden, das heißt geschnitzte Darstellungen der Gottheit. Vor dem Hause des Häuptlings jeder Stammesgruppe unter den Paiwans befindet sich ein aufrecht stehender Block oder eine Tafel, worauf eine geschnitzte Figur, die offenbar als Darstellung eines Menschen gilt, zu sehen ist (Bild 16). Diese Figur ist oft von Schlangendarstellungen umgeben. Die menschlichen und schlangenartigen Figuren werden in die Tafel mit einem zugespitzten Feuerstein oder einem anderen Stein, der härter sein muß als die Tafel, geritzt. Da die Paiwans auch ihre Häuser aus Schiefer bauen — in welcher Art, wird besprochen werden —, so werden auch Darstellungen menschlicher Köpfe und Schlangen immer als Fries unter dem Dach des Häuptlingshauses, manchmal auch über den Türen erfolgreicher Jäger und Krieger angebracht (Bild 11).

Manche Ethnologen mögen in dieser häufigen Darstellung der Schlangen einen Beweis für Schlangenverehrung der Paiwans sehen. Ich glaube jedoch nicht, daß das der Fall ist.

Die Paiwans verehren naturgemäß die Schlange, da sie eines der gefährlichsten Geschöpfe ist und da zudem in den Dschungeln Formosas viele überaus gefürchtete Arten vorkommen. Aber diese Verehrung trägt mehr den Charakter des Zaubers als den reiner Verehrung. Sie scheinen anzunehmen, daß sie, wenn sie beständig Darstellungen dieses gefürchtetsten Dschungelgeschöpfes vor Augen haben, kraft einer Art sympathischer Magie von der Tapferkeit der Schlange, vielleicht auch von ihrer Weisheit durchdrungen werden müssen.

Was die auf die Tafel, den Block oder den Stein eingeschnittene menschliche Figur vor dem Hause des Häuptlings anlangt, so möchte ich annehmen, daß diese eher einen verherrlichten Vorfahren darstellt, etwa in dem Sinne wie die Japaner das Wort „Kami“ verwenden. Sicherlich bringen die Paiwans, wie die anderen ureinheimischen Stämme, den Geistern der Ahnen eine größere Verehrung entgegen als irgendeiner Gottheit. Zudem gibt es außer jenen Ahnengeistern, von denen sie annehmen, daß sie alte Schwerter und Messer bewohnen, andere Geister, deren Wohnort nach ihrem Glauben die Wälder und die Dschungeln sind. Alle diese Geister werden zweimal im Jahr, zur Zeit des Hirseepflanzens und während der Erntezeit, angebetet, wobei den Geistern der Toten Nahrung und Trank dargebracht wird, während zugleich Festmahle und Weingelage bei den Lebenden vor sich gehen. Alle fünf Jahre zur Zeit des Erntefestes wird die große Feier begangen, wobei das schon besprochene Spiel der „Navayaiya“ aufgeführt wird.

Neben dem Gebiet der Paiwans liegt im Nordwesten das der Tsarifen. Unter diesen gibt es eine Sage, daß ihre Vorfahren von dem Monde herabkamen, woher sie zwölf Krüge gebackenen Lehms oder Tonwaren mitbrachten. Im Hause des Häuptlings der Hauptgruppe dieses heute nur noch kleinen Stammes wird ein alter Tontopf oder Krug aufbewahrt, an dessen lunare Herkunft fest geglaubt wird; er soll noch einer jener zwölf Originalkrüge sein, die ihre Vorfahren vom Mond

herabbrachten. Dieser Krug darf natürlich nie gebraucht werden, sondern wird als überaus geheiligter Gegenstand betrachtet, und nur dem Häuptlinge und den Priesterinnen ist es gestattet, ihn zu berühren oder auch nur ihm nahe zu kommen. Neben dem alten Krug wird auch ein großer runder, weißer Stein aufbewahrt, der ebenfalls hoch in Ehren gehalten wird, da man glaubt, daß er in irgendeiner Art zum Mond in Beziehung steht; ob auch er vom Mond stammt oder ob seine Form auf den Vollmond hindeutet, ist jedoch nicht recht klar.

Vor diesen Schätzen also vollführen die Priesterinnen ihre Tänze, hier legen sie ihre halbjährlichen Festgaben an Hirse, Hirsewein, Früchten und anderen Nahrungsmitteln nieder, während sie zugleich ihre Gebetgesänge verrichten. Diese Gesänge sollen die Geister ihrer Mond-Vorväter beschwören, die während der Zeremonie herabsteigen und dem Stamme Segen spenden. In anderen dem Esarisen-Stamme angehörenden Gruppen, wo es weder einen heiligen Krug noch einen Stein gibt, legen die Priesterinnen die Opfergaben in kleinen Häufchen nahe zusammen, doch so, daß sie einen Kreis bilden. Diese Form soll den Vollmond nachahmen. Inmitten dieses Zauberkreises zu treten, wäre eine unsagbare Entweihung, ein so schweres Verschulden, daß nach Aussage der Stammesleute nur der Tod des Schuldigen den Makel, der sonst sicher auf dem Stamme sitzen bliebe, von ihm beheben könnte. Nirgends aber gibt es eine Sage, daß ein Mitglied des Stammes jemals eine so furchtbare Kühnheit gewagt hätte, und niemals wird es jemand aus irgendeinem anderen Stamme gestattet, nahe an diesen geheiligten Fleck heranzukommen.

Nördlich von den Esarisen liegen die Esuou- und Bunun-Stämme; der erste zählt nicht viel mehr als etwa 2000, der letzte wohl etwa 15 000 Köpfe.

Der religiöse Glaube oder vielmehr das religiöse Zeremoniell der Esuou — denn bei primitiven Völkern gilt der Ritus augenscheinlich mehr als das Dogma — hängt eng mit dem zusammen, was man manchmal „Baumanbetung“ nennt. Das

heißt, mitten in oder nahe bei jedem Dorf gibt es einen gewissen Baum, der als heilig betrachtet wird; einmal im Jahre zur Zeit der Hirsernte wird Hirsfein auf die Baumwurzeln gesprengt, und Gesang und Festmahle finden unter seinen Ästen statt. Ich betrachte jedoch diesen Kult nicht als wahre Baumverehrung, ebensowenig glaube ich, daß die Tsuouß einen Baumkult besitzen. Eher stehen diese Zeremonien mit Ahnenkult in Verbindung, denn die Tsuouß scheinen anzunehmen, daß die Geister ihrer Vorfahren in heiligen Bäumen leben, und diesen Geistern eben wird der Wein zur Erntezeit unter Absingung von Gebeten dargebracht.

Auch betrachten die Tsuouß eine gewisse Orchidee, die in jenem Teil der Insel wächst, als besonders heilig. Sie verpflanzen sie aus dem Walde ins Dorf, wo sie am Boden bei der Wurzel des heiligen Baumes zu wachsen pflegt. Während der trockenen Jahreszeit wird die Orchidee von den Priesterinnen begossen und immer mit äußerster Sorgfalt gepflegt. Diese Sitte steht augenscheinlich zu der Ehrfurcht in Beziehung, die die Stammesleute ihren Vorfahren zollen, denn diese, so glauben sie, trugen die Orchidee, wenn sie zum Kampf mit den benachbarten Stämmen auszogen, und durch deren magische Kraft erlangten sie den Sieg. Die Tsuouß scheinen sogar anzunehmen, daß in irgendeiner Art und Weise diese Orchidee ihrem Stamme die frühere Herrschaft und den früheren Wohlstand zurückgeben oder wenigstens das Mittel bilden wird, ihnen beides wieder zu verschaffen.

Die Bununß halten eine gewisse hohe Grasart, die in den Gebirgsregionen wächst, wo sie leben, sogar noch für heiliger als Bäume. Zweimal im Jahre, zur Saatzeit und zur Erntezeit, werden große Bündel dieses grünen Grases in die Häuser gebracht. Man sprengt Hirsfein vor die Tür jedes Hauses, dazu werden Gebete an die Vorfäter im Freien gesungen, und vor und zwischen den Häusern eines jeden Dorfes wird fleißig getanzt.

Unter den Bununß, wie auch unter den anderen Stammes-

gruppen des großen Taiyalsvolkes herrscht die eigentümliche Sitte, zur Zeit der Saat- und Erntefeste ein „neues Feuer“ zu entzünden. Dies geschieht mit mancherlei Zeremonien. Zu anderen Zeiten, wenn das Feuer etwa ausgeht oder wenn Jäger fern von ihrem Heim ein Feuer machen wollen, gebrauchen sie das Aneinanderschlagen von Stahl und Feuerstein, eine Methode, die sie wahrscheinlich von den Holländern im siebzehnten Jahrhundert, möglicherweise auch von den Chinesen gelernt haben. An den Festtagen des Jahres jedoch, den Tagen, an denen man den Ahnen Opfergaben darbringt, muß das Feuer nach der von den Vätern geübten Methode angefacht werden. Bei den Bununs geschieht das durch „Feuerdrillen“: das ist das Umherwirbeln eines spitzen Stockes aus hartem Holz in einer Aushöhlung, die in einem weicheren Stück Holz sich befindet, bis die Reibung die Fasern und den Holzstaub des weichen Holzes so stark erhitzt, daß man durch Hinzufügen sehr trockener Blätter oder ebensolchen Grases eine Flamme hervorlockt. Um das Feuer zu „wecken“, schließt sich der Stammeshäuptling — unter den Bununs ist es gewöhnlich ein Mann — allein in seine Hütte ein, und für diese Zeit ist es seinen Untertanen verboten, sich ihm zu nahen. In völliger Abgeschlossenheit wirbelt er seinen Holzdrill und bläst auf den Holzstaub und auf den Zunder, bis das heilige Feuer „geboren“ ist. Mit der also erweckten Flamme wird zunächst sein eigenes häusliches Feuer angezündet, hierauf die Feuer aller anderen Dorf- und Gruppenbewohner, und endlich werden alle diese Leute in die Hütte des Häuptlings geladen.

Die Taiyal-Methode des Feueranzündens ist ein wenig von der Methode der Bununs verschieden. Unter den Taiyals fällt die Pflicht, das neue heilige Feuer zu entzünden, den Priesterinnen zu.

Diese „Bestalinnen der Flamme“ sind jedoch keineswegs Jungfrauen. Nur Frauen gesetzten Alters und ältere Frauen sind Priesterinnen; alle Priesterinnen, die ich unter den Taiyals sah und hörte, waren Witwen und gewöhnlich Mütter von

Kindern. Was mag wohl aus den Taiyal-Jungfrauen werden? Es scheinen keine da zu sein, d. h. jedes reif gewordene Mädchen wird sogleich verheiratet. Dennoch sind sie ein streng monogames Volk. Und wenn man bedenkt, wie viele Männer dieses Stammes ihre Köpfe verlieren, im buchstäblichen Sinn des Worts, so müßte eigentlich ein Übergewicht unverheirateter Frauen die Folge sein. Aber soweit ich nach meiner eigenen Beobachtung urteilen oder mich auf die Auskünfte verlassen kann, die mir der japanische „Aliyu“ (die militärische Polizeiververtretung, die an verschiedenen Punkten inmitten der Taiyals stationiert lebt) erteilte, scheint das nicht der Fall zu sein. Es mag sein, daß jene Gelehrten recht haben, die da behaupten, daß die sogenannten Beschwerden des Lebens in der Unkultur, wie häufiger Mangel an Nahrung, Notwendigkeit harter Körperarbeit der Frauen und ähnliche Bedingungen eine größere Anzahl männlicher Geburten zur Folge haben als inmitten der Zivilisation. Dies ist keine unmögliche Hypothese. Denn viele Viehzüchter sind der Überzeugung, daß die relative Fetttheit oder Magerkeit der Rinder eine ausgesprochene Wirkung auf das Geschlecht der Tiere ausübt. „Magere Jahre“, das heißt solche, worin die Nahrung spärlich und knapp ist, bringen mehr männliche Tiere, „fette Jahre“ mehr weibliche hervor. Diese Tatsache, wenn sie wirklich allgemein gültig ist, mag auch die Grundlage der volkstümlichen Idee bilden, daß unter den Menschen kurz nach einem Kriege viel mehr männliche Geburten vorkommen als zu anderen Zeiten. (Vgl. „Totemism and Exogamy“, Band I. Von Sir James Frazer.) — Sogar unter den Bedingungen der Zivilisation, meinen die Eugenisten, werden mehr männliche als weibliche Kinder geboren, aber wenige erreichen den Zustand der Reife. Unter primitiven Völkern scheint das Mißverhältnis noch größer, mit Ausnahme jener Stämme, wo die Frauen bewusst gemästet werden, vermutlich um ihre Schönheit zu erhöhen, wie dies bei gewissen afrikanischen Stämmen der Fall ist, oder mit Ausnahme jener Stämme,

wo Polygamie existiert, die, wie Frazer annimmt, dazu dienen mag, dem weiblichen Element gegenüber dem einzelnen Mann mehr Geltung zu verschaffen.

Rehren wir jedoch zu unserem heiligen Feuer und der Art, wie es die Taiyals hervorbringen, zurück! An dem Tage, an dem das neue Feuer entfacht werden soll, befreit die Hauptpriesterin jeder Gruppe die sogenannte „Feuermaschine“ von der Umhüllung der Bambuszweige, in der sie während des größten Teils des Jahres eingewickelt liegt. Diese Feuermaschine nun besteht aus zwei Stücken Bambus. Das eine Stück, das wie eine Säge gebraucht wird, ist auf der einen Seite bis zu einer messergleichen Schärfe geschliffen, während die andere Seite stumpf bleibt. Die Priesterin faßt also die stumpfe Seite, legt die scharfe Kante ihrer kurzen keilförmigen Bambussäge in eine flach ausgeschnittene Rinne des anderen Bambusstückes hinein und zieht sie, immerzu singend, hin und her. Gewöhnlich sitzt sie dabei im Freien vor ihrer Hüttentür, während ihre augenscheinlich in Ehrfurcht erstarrte Gemeinde in einem Halbkreis in einer gewissen respektvollen Entfernung vor ihr lauert. Allmählich frißt sich die Säge durch das zweite Bambusstück hindurch. Das durch die Reibung erzeugte Sägemehl ist bis zu einem Grade erhitzt, daß durch Hinzufügung trockener Grasbüschel und durch Draufblasen das Feuer sich hier in der gleichen Art entzündet wie vorhin durch das Feuerdrillen. Hat erst das Gras Feuer gefangen, so stößt die Priesterin einen Jubelruf aus, ringsum erschallt ein freudiges Echo, und nun beginnt das Festmahl, beginnt der Tanz.

Dieses Anfachen des heiligen Feuers durch die Taiyal-Priesterinnen fällt mit den Feierlichkeiten zu Ehren der Geister der Vorfahren bei diesem Stamm zusammen. Diese Feierlichkeiten finden sowohl in der Vollmondnacht der Saatzeit als auch in der Erntezeit statt. Am Tage vor der Vollmondnacht hängen die Leute Kugeln aus gekochter Hirse, die in der Regel in Bananenblätter gewickelt werden, an die Bäume. Diese

Kugeln haben den Zweck, die Geister ihrer Vorfahren zu füttern, wenn diese des Nachts durch die Luft von den hohen Bergen, wo sie gewöhnlich weilen, in die Bäume herniederkommen gerade im Augenblick, da das Feuer entzündet wird. Und dieses Feuer leuchtet den Geistern auf dem Wege zu ihren Bäumen, an denen die Nahrung hängt, obgleich, wie es scheint, auch das Mondlicht dazu nötig ist, da diese Geisterfütterungsfeste unter den Taiyals immer zur Zeit des Vollmondes stattfinden.

So wurde ich einst zur Erntezeit, da ich inmitten der Taiyals war, von einem grauhaarigen Krieger, der die Tatuierung eines erfolgreichen Kopfjägers trug, mit einer Menge gekochter Hirse überrascht, die er sorgfältig in ein großes Bananenblatt eingewickelt trug. Er tat das, weil er mich für die Wiederverkörperung eines holländischen Beschützers seiner Ahnen hielt.

Ehrfurcht gegen die Ahnen bestimmt fast ausschließlich die Religion der Taiyals. Fast niemand unter diesem Stamm scheint an dem Glauben an einen Schöpfer des Weltalls festzuhalten, wie es bei den Amis, dem anderen großen Stamm der Insel, der Fall ist. Die einzige Gottheit, die sich von den vergötterten Vorfahren unterscheidet und die die Taiyals offenbar mit in Rechnung ziehen, ist der Regengott oder vielmehr der Regenteufel. Dieser ist ein Wesen, das allerdings in einem Lande, wie dem der Taiyals, von Bedeutung ist, wo von den Bergen zuweilen während der Regenzeit so wilde Güsse niederstürzen, daß die Bambus- und Grassütten einfach weggerissen werden. Die Taiyals sind nicht eigentlich das Volk, das sich zu den Füßen der Gottheit oder des Teufels in den Staub legt und um Barmherzigkeit fleht, ebensowenig wie sie es vermögen, bei den Chinesen und Japanern um Gnade zu bitten. Statt daher in Zeiten der Gefahr Gebete und Opfer dem Regenteufel darzubringen, um seinen Zorn und seine üble Laune zu zerstreuen, versammelt sich die Hauptpriesterin mit ihren Hilfspriesterinnen; sie nehmen lange Messer, wie sie zum

Zweck des Kopffagens gebraucht werden, zur Hand und schwingen diese hin und her, immer wilder, immer feuriger, immer leidenschaftlicher. Dazu drehen sie sich im Tanze. Tanz und Gebärdenpiel werden immer gewaltfamer; sie zücken die Messer, stoßen und stechen damit nach bloß gedachten, unsichtbaren Gestalten, und immer wilder und drohender wird ihr Gesang. Ringsumher stehen die Zuschauer, klagen und heulen. Schon steht ihnen der Schaum vor dem Munde, ihre Augen treten aus den Höhlen, der tolle Wirbel hat seinen Höhepunkt erreicht — da endlich brechen sie erschöpft zusammen. Die Messer fliegen ihnen aus den Händen, sie sind in Bewußtlosigkeit gesunken. Freudenrufe durchhallen die Luft, Jubel überall, das Volk ist befriedigt. Freudestrahlend erklären die Leute, daß der Regenteufel jetzt unschädlich geworden und von den Messern der Priesterinnen zerstückelt sei oder daß er sich aus Furcht vor den Messern in einer Wasserlache ertränkt habe, die er sich selbst geschaffen nach dem alten Spruch: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Hört es nun endlich auf zu regnen, wie das ja einmal zu den unvermeidlichen Dingen gehört, so wird diese glückliche Wendung dem Kampfe zugeschrieben, den die Priesterinnen mit dem Regenteufel ausgefochten haben. Diese Ehrfurcht vor den Priesterinnen, die man als Regenzerstörer betrachtet, steht, nebenbei bemerkt, in sonderbarem Gegensatz zu jenen afrikanischen Stämmen (den Dinkas und Schilluks), unter welchen der König, der auch der Hauptpriester ist, der „Regenmacher“ genannt wird. Diese Verschiedenheit des Gesichtspunktes ist natürlich der Verschiedenheit der klimatischen Bedingungen zuzuschreiben.

Wenn man die geradezu wahnsinnige Wildheit einiger dieser heiligen Tänze und Zeremonien mitangesehen hat, kommt man zu dem Schluß, daß die sogenannte „arktische Tollheit“, von der bei manchen Forschern die Rede ist, in Verbindung mit Tänzen und anderen religiösen Riten der Schamanen und Medizinmänner des Nordens, nicht nur den hyper-

boräischen Völkern eigen ist. Dieselbe Gewohnheit von fast hypnotischer Wirkung, sobald sie unter der Spannung außergewöhnlicher Erregung stehen, die den subarktischen Völkern allgemein ist, charakterisiert auch die malaiischen Ureinwohner von Formosa. So sagen alle, die längere Zeit unter ihnen lebten. Am deutlichsten dürfte das unter den Taiyal-Leuten wahrzunehmen sein.

Alle Taiyal-Gruppen halten im Zusammenhang mit den Sitten des Kopfjagens ein kleines Vögelchen in hohen Ehren, dessen Ruf als ein gutes oder schlechtes Zeichen gilt und je nach der Note des Tones befolgt wird oder nicht. Auch der Flug dieses Vögleins wird beachtet, sowohl beim Antritt einer Kopfjagerpedition wie vor einer Jagd. Die Krieger oder Jäger bleiben immer an dem Fleck stehen, wo sie das Vögelchen sich niedersetzen sahen, und dort legen sie sich dann auf die Lauer gegen den Feind oder das Wild, je nach der Natur der Expedition. Dieser Vogel kann trotz der Verehrung, die man ihm zollt, nicht als das „Totem“ der Taiyal-Leute betrachtet werden. Eher scheinen die Stammesleute ihn als einen Wortführer irgendeines Vorfahren zu betrachten, der zu seiner Zeit ein berühmter Krieger war und nun durch die Vermittlung des Vögleins fortfährt, seine Nachkommen oder auch jene der Stammesgruppe, zu der er einst gehörte, zu führen. Zuweilen setzt man voraus, daß es der Geist einer Priesterin ist, der also in Gestalt des Vögleins fortfährt, das Volk zu leiten und zu schirmen.

Das Taiyalwort für Geist, das oft in dem Sinne gebraucht wird, in welchem der Christ vom Schutzengel redet, ist „Ottofu“. Dies scheint dem „Utua“ der Polynesier zu entsprechen. Zuweilen jedoch wird es ähnlich wie das „Mana“ anderer ozeanischer Völker gebraucht. Wenn man die Sprache eines primitiven Volkes nicht vollständig beherrscht (und ich behaupte nicht, Taiyal zu verstehen), so ist es immer schwer, einem Gedankengang zu folgen. Augenscheinlich jedoch ist in diesem Zusammenhang die Vorstellung die, daß, wenn ein



15. Amifamilie vor ihrem Haus



16. Götterbild der Paiwan, in einen Schieferblock geschnitten; im Hintergrund das Häuptlingshaus

Mensch bis ins kleinste von dem Geist eines mächtigen Vorfahren geleitet wird, er zugleich selbst von mehr als menschlicher Weisheit und Kraft durchdrungen werden muß.

Die Wilden glauben, daß die Pupille des Auges und das Herz eng mit dem Geist des einzelnen verbunden seien, und sie sprechen von diesem Geist als „Ottofu“. Er soll sich während des Schlafes vom Körper trennen; auch sei er fähig, plötzlich aus dem Körper zu springen, zum Beispiel wenn jemand niest, und in solchem Falle könne er ganz verlorengelien. Aus diesem Grunde ist ein Nieser der Verkünder von Unglück.

Vom Leben nach dem Tode glauben die Taiyals, daß nur die guten Geister auf den „hohen Berg“ kommen. Dieser örtliche Olymp scheint sich auf einer der hohen Bergspitzen der mittleren Gebirgskette der Insel zu befinden. Um ihn zu erreichen, muß jeder Geist nach dem Tode über eine schmale Brücke schreiten, die über einen furchtbaren Abgrund gespannt ist. Die Männer, die als Krieger und Jäger erfolgreich waren, schreiten sicher darüber hinweg; ebenso die Frauen, die beim Weben tüchtig waren. Männer dagegen, die keinen Erfolg aufzuweisen haben, und Frauen, denen es an Geschick am Webstuhl gefehlt hat oder die faul gewesen sind, stürzen von der Brücke in das schmutzige Wasser hinab, das tief unten im Abgrund fließt.

Die meisten aus der Taiyal-Gruppe glauben, wie es die Mehrzahl der anderen Stämme der Insel tut, daß ihre Vorfahren aus dem Bambus entsprungen. Aber eine der Taiyal-Untergruppen, von der ich bereits andeutete, daß sie von hellerer Farbe sei und regelmäßigere Züge als die meisten der Taiyal-Leute habe, die Tarukos, die Bewohner der Klippenhöhen, kennen eine überaus sonderbare Legende in bezug auf ihre Herkunft. Sie glauben, sie seien die Nachkommen einer Prinzessin, die irgendwo über den Bergen mit einem Hunde verheiratet wurde. Eine ähnliche Legende soll unter einigen Stämmen in Java und Sumatra in Umlauf sein. Das ist so wenig überraschend wie die Beobachtung, daß derselbe Glaube unter

vielen Bewohnern der Lu-Chu-Inseln herrscht, da diese offenbar verwandte Völker sind. Aber interessant ist tatsächlich, daß dieselbe Volkslegende auch unter gewissen sibirischen Stämmen verbreitet sein soll. (Sie ist die typische Stammesursprungslegende der südchinesischen Eingeborenenstämme.)

Die wenigen überlebenden Glieder des Saisett-Stammes haben die meisten der religiösen und anderen Gebräuche ihrer mächtigen Nachbarn, der Taihals, angenommen. Also brauchen sie nicht besonders betrachtet zu werden.

Soviel über die religiösen Glaubensformen und Gebräuche der Ureinwohner der Insel selbst.

Die Yamis — der Stamm, der auf einem Gebiet von dreißig Meilen Umfang auf der winzigen Insel Votel Tobago (oder japanisch: Koto Sho) lebt — weichen einigermaßen in der Religion wie in anderen Dingen von ihren Nachbarn auf der Insel ab. Votel Tobago liegt ungefähr fünfunddreißig Meilen südlich von Formosa, und diese Lage mag dazu beitragen, daß die halbjährlichen religiösen Festlichkeiten der Yamis einen ganz anderen Charakter tragen. Sie opfern nämlich dem „Gott des Meeres“ ihre Gaben, Früchte, Nahrung und Blumen. Alle diese Dinge werfen sie bei Gelegenheit ihrer Festlichkeiten ins Meer. Opfergaben an Wein werden nicht gespendet wie bei den anderen Völkerstämmen, aus dem einfachen Grunde, weil die Yamis weder etwas von der Bereitung des Weines noch vom Weintrinken wissen. Tatsächlich sind sie eines der primitiven Völker, die den Wein nicht kennen. Sie haben eine Sage, nach der ihre Vorfahren aus dem Meere hervorstiegen; daher ihre Anbetung des Meeresgottes. Vielleicht ist diese Legende eine Erinnerung daran, daß ihre Vorfahren von irgendwoher, möglicherweise von einer der Philippineninseln, über das Meer kamen. Wenigstens ließe sich das aus der allgemeinen Ähnlichkeit der Yamis mit einem Stamm der Philippinen, dem der Bataninsel, schließen. Die Ähnlichkeit gewisser Glieder des Yamisstammes mit den Melanesiern der Salomoninseln ist bereits erwähnt worden.

Zur Zeit ihrer Feiern zu Ehren des Meeresgottes tragen die Yamis wundervolle, helmartige Hüte aus Silbermünzen, die sie platt geschlagen haben. Die Münzen erhalten sie von den Japanern im Tauschhandel gegen die Erzeugnisse ihres fruchtbaren kleinen Eilands. Einmal im Monat laufen japanische Boote Botel Tobago an, und so bewerkstelligt sich leicht ein solcher Austausch. Die plattgeschlagenen Münzen werden durchstochen, auf Pflanzenfibern oder Draht, wenn sie diesen Artikel von den Japanern erlangen können, aufgereiht und die nun streifen Bänder zu einem mächtigen pyramidenförmigen Kopfschmuck verarbeitet, den sowohl Männer wie Frauen tragen. Dieser Kopfschmuck bildet buchstäblich die einzige Bekleidung, da im übrigen nur Blumengirlanden oder Muschellketten auf dem Körper getragen werden (Bild 1). Dazu kommt, daß die Yamis im Weben weniger geschickt sind als die Ureinwohner der Hauptinsel.

Da die Frühlingsfeier zu Ehren des Meeresgottes ungefähr mit dem christlichen Osterfest zusammentrifft und zur Zeit der Tagundnachtgleiche stattfindet, können diese großen silbernen Helme der Yamis an die Osterhüte viel zivilisierterer Rassen erinnern. Und heute, da die Tatsache allgemein von den Fachleuten der Religions- und Sagenvergleichung anerkannt wird, daß „Ostern“ ein vorchristliches, vielen Ländern und Rassen gemeinsames Fest ist und nur in der Gegenwart und in der westlichen Welt eine „Anno-Domini“-Auslegung erfahren hat, wie auch Weihnachten und die anderen christlichen Feste, ist es wohl gerechtfertigt, sich die Frage vorzulegen, ob nicht die Sitte, zu Ostern sich in Festkleider zu werfen, einen sehr viel älteren Ursprung haben mag. Denn dieses Fest des Erwachens der Erde zu neuem Leben ist sicher viele Jahrhunderte vor Christi Geburt der Ausdruck der Freude unzähliger Geschlechter auf Erden gewesen!

Bei den Yamis, dem Botel-Tobago-Völkchen, wird das neue Jahr von dem großen Frühlingsfest an gerechnet, während die meisten Stämme auf der Hauptinsel das neue Jahr vom Herbst, von dem Erntefest an zählen.

Ehe ich das Kapitel über Religion verlasse, mag noch bemerkt werden, daß die holländischen Autoren des siebzehnten Jahrhunderts, Bruder Candidius und andere, von zahlreichen Tempeln reden — „ein Tempel auf sechzehn Häuser“ —, die bei den Ureinwohnern zu finden sein sollen. Sie unterließen es, zu bezeichnen, welcher Stamm oder welche Stämme diese Tempel besaßen, jedoch dürfte die Angabe auf die Paiwans bezogen werden, vielleicht auch auf die Amis. Diese Tempel haben zweifellos zu jener Zeit, als die holländischen Patres dort waren, existiert. Heute ist es nicht mehr der Fall. Am nächsten käme einem Tempel etwa das Haus des Häuptlings oder der Priesterin, besonders unter den Paiwans, wo Schnitzereien, wie oben beschrieben, anzutreffen sind. Diese geschnitzten Tafeln stellen vielleicht ein System von Tempeln und Tempelgottesdiensten dar, wie es einmal war.

5. Heirat und Ehe

Wenden wir uns vom Thema religiöser Gebräuche zu dem der Heiratsitten, so finden wir in Formosa dieselbe enge Verbindung zwischen beiden wie in anderen Ländern. Tatsächlich ist sie enger als in England und Amerika oder dem heutigen Rußland, da unter den Ureinwohnern Formosas sich kein Standesbeamter oder sonst jemand befindet, der eine Ziviltrauung zu vollführen fähig wäre. In Formosa bedeutet Heirat immer eine religiöse Zeremonie, die die Gegenwart der mächtigsten Priesterinnen der Gruppe erforderlich macht. Die Teilnahme mehrerer Priesterinnen ist hauptsächlich unter gewissen Gruppen des Taiyal-Stammes zu beobachten.

Unter diesen Stämmen mit Einschluß der Taiyals, die am wenigsten in Berührung mit fremden Kulturen, der chinesischen, japanischen oder europäischen, gekommen sind, scheint die religiöse Seite der Ehezeremonie hauptsächlich in reinigenden Riten zu bestehen, Riten, die darnach streben, sozusagen den Unterschied zwischen den Geschlechtern zu neutralisieren. Geschlechtsverkehr

ist für den Eingeborenen dieser Insel, wie für viele primitive Völker, etwas Geheimnisvolles, das mit einer Gefahr verbunden ist, die nicht nur die zwei Eheleute selbst heimsucht, sondern auch die Stammesgruppe oder sogar den ganzen Stamm. Das Wohl- oder Übelbefinden der Stammeseinheit ist eine Sache, die immer mit in Betracht gezogen wird, selbst im Zusammenhang mit Angelegenheiten, die Menschen in einem anderen Evolutionsstadium als rein persönlich und privat betrachten würden: denn diese primitiven Leute sind in mancher Hinsicht praktische Sozialisten, der Tatsache zum Trotz, daß sie unter einer theokratischen Herrschaft stehen.

Wer niemals im Orient gewesen ist, wird als selbstverständlich annehmen, daß der Heirat eine Brautwerbung vorausgeht. Dies ist jedoch im Orient ganz anders, wie alle wissen, die ostwärts von Suez waren. Sicherlich werden sowohl in China wie in Japan Heiraten ausschließlich von den Eltern der jungen Leute, oft mit Hilfe einer berufsmäßigen Heiratsfrau, abgeschlossen, ohne daß Braut und Bräutigam einander stets kennen. Daß ein junges Mädchen es von sich aus wagen sollte, irgendwie bei der Wahl mit beteiligt zu sein, würde als ein offener Mangel an Anstand und feinem Empfinden betrachtet werden.

Um so erstaunlicher ist es daher, daß ein Volk, das nicht nur geographisch so nahe bei China und Japan wohnt, sondern überdies der Rasse nach so nahe mit den Japanern verwandt ist, eine Tatsache, die heute von allen japanischen Ethnologen anerkannt wird, Sitten und Gebräuche anerkennen und befolgen sollte, die denen gleichen, die in der Welt des Westens weit eher vorherrschen als sonst im Orient. Auch bezieht sich das nicht auf nur einen oder auf zwei Stämme, sondern auf alle Stämme der Chin-huan (Grüne Wilden) und sogar auch auf jene Teile der Ami-, Piyuma- und Paiwan-Stämme, die nahe an der Ostküste leben und durch Berührung mit den Chinesen in anderen Sitten und Gebräuchen zum Teil von ihnen beeinflusst wurden, während ihre eigenen Ehe- und Verbesitten bis zum heutigen Tage ursprünglich geblieben sind.

Wenn ein junger Mann sich den Gedanken der Liebe hingibt — nicht leichtfertig, denn bei den Ureinwohnern Formosa's ist dies immer eine ernste Sache —, so beginnt er dem Mädchen seiner Wahl den Hof zu machen, indem er sich jeden Abend um Sonnenuntergang zu ihrem Heim begibt. Anstatt aber nach östlicher Sitte die junge Dame oder ihre Eltern zu besuchen, gibt er sich damit zufrieden, nicht gerade auf ihrer Hauschwelle zu sitzen, da sie erstens keine hat, und da er zweitens als Malaie niemals zu sitzen pflegt, wie wir vom Westen diese Haltung kennen, sondern vor ihrer Haustür zu kauern, und dazu ein musikalisches Bambusinstrument zu spielen, das ein wenig einer Maultrommel gleicht und auch ähnlich gehandhabt wird. Für westliche Ohren ist die darauf hervorgebrachte „Musik“ eher einem Klagegeheul als einem Liebesliede zu vergleichen. Jedoch das ist nun einmal in Formosa, soweit die Ureingeborenen in Betracht kommen, allgemein Brauch, seiner Geliebten ein Ständchen zu bringen, und es wird augenscheinlich von beiden Theilen gern genossen. Der Liebende dehnt sein Ständchen oft über Stunden aus und wiederholt es am nächsten Abend und so fort. Während dieser Zeit versucht er gar nicht, sich der jungen Geliebten irgendwie zu nähern, noch sich bei ihren Eltern beliebt zu machen. Endlich, nach einigen Wochen fortgesetzter Serenaden, läßt er das Bambusinstrument eines Abends vor ihrer Hütten-tür liegen. Wenn er es am folgenden Abend noch wiederfindet, so weiß er, daß er einen Korb erhalten hat, und da in Formosa ein „Nein“ auch wirklich nein bedeutet, so gibt der betreffende Jüngling in diesem Falle alle weiteren Versuche des Freiens auf. Nach meinen Beobachtungen ist das immer so gewesen; sollte einer jemals versuchen es anders zu machen, so wäre das eines der Dinge, die in der besten Formoser Gesellschaft absolut unmöglich sind, denn die Etikette primitiver Völker ist, wie denen wohl bekannt ist, die unter ihnen waren, in vielen Punkten sonderbar streng.

Findet jedoch der junge Mann, daß die Maultrommel, die er bei seiner Liebsten gelassen, von ihr aufgenommen worden ist,

so betrachtet er das als Erhöhung seiner Werbung. Er betritt nunmehr die Hütte, wo er von seinem Mädchen als formell anerkannter Verlobter, von ihren Eltern als künftiger Schwiegerohn begrüßt wird.

Unter den Tsuou's ist es Sitte, daß der Freier eine ornamentale, aus Hirschgeweih geschnitzte Haarnadel, „Susu“ genannt, vor der Haustür seiner Liebsten liegen läßt, an Stelle des Musikinstruments, oder gar beide Gegenstände. Die jungen Männer des Paiwanstammes lassen Nahrung und Wasser vor der Tür liegen, dazu das Instrument.

Unter den Ami- oder wenigstens unter gewissen Stammesgruppen derselben bringt der Liebhaber seine Verehrung praktischer zum Ausdruck. Während der ersten Nacht, da er mit seiner Serenade beginnt, bringt er vier Bündel Feuerungsholz mit; diese Bündel, die alle aus gut zurecht geschnittenen Stöcken bestehen, von der Größe, daß man sie bequem als Feuerung für Kochtöpfe gebrauchen kann, werden mit wildem Wein umwickelt und alle vier vor die Tür der Umworbene niedergelegt. Die nächste Nacht bringt er ein neues Bündel und so fort, bis endlich ein Haufen von zwanzig Bündeln bereit liegt. Nie sind es mehr, nie weniger. Wie ein Denkmal seiner Zärtlichkeit ragt dieser Haufen empor. Am dem Abend, da das zwanzigste Bündel niedergelegt wird, bleibt auch das Musikinstrument liegen. Das ist die Nacht, die entscheidend für des Freiers Schicksal wird. Steht am nächsten Tag noch sein Denkmal, dann ist's vorbei mit seinen Hoffnungen. Hat aber die Umworbene den Holzstapel zur Feuerung zu brauchen geruht, so ist seine Werbung am Ziel.

Übrigens gehört das Holz, woraus diese Bündel gefertigt werden, immer einer besonderen Baumart an. Zwei oder drei dieser Bäume werden als junge Schößlinge schon von jedem zehnjährigen Knaben der Stammesgruppe, unter der diese Sitte der Holzgabe existiert, in Begleitung gewisser Ceremonien gepflanzt oder umgepflanzt.

In allen Fällen und bei allen Stämmen bedeutet die An-

nahme der von dem verliebten Jüngling dargebrachten Gabe die Annahme seiner Person als Gatten.

„Was würde wohl geschehen,“ fragte ich verschiedene Stammesglieder, Männer und Frauen des Taiyal-Stammes, „wenn ein Verlöbniß gebrochen würde? Würde das junge Mädchen alsdann die Geschenke zurückgeben?“

„Ein Verlöbniß brechen?“ Sie alle sahen ratlos drein. „Das heißt doch, ein Versprechen brechen, das man gegeben hatte, nicht wahr? Aber das ist nicht der Brauch!“ Die Stimme der Priesterin, die das Wort für die anderen ergriff, klang entsetzt.

„Doch ist's keine ganz unerhörte Sache in manchen Teilen der Welt“, erklärte ich.

„Ich rede nicht von den Wilden!¹“ antwortete die alte Frau verächtlich.

Fast sofort nach Erhörung des Freiers wird eine Priesterin aufgesucht, die wiederum den Vogelflug befragt, denn für Formosa gilt die Wahrheit genau so wie seinerzeit in Griechenland, da Hesiod sprach:

„Glücklich und gesegnet ist er, der, alle diese Dinge wissend,
In den Feldern schafft, ohn' Fehl vor dem Unsterblichen,
Wissend um Vögel, doch nicht überschreitend das Heilige.“

Durch die Stimme einer gewissen Vogelart also, setzt man voraus, deuten die Ahnen von Braut und Bräutigam den günstigen Tag für die Hochzeit an; dasselbe Vögelchen ist's, das auch den Kopffägern als Glücks- oder als Unglücksverkünder dient. Entstehen Meinungsverschiedenheiten unter den Priesterinnen über die Deutung des Vogelzeichens, so werden farblose oder mit Ruß geschwärzte Bambusschnitzelchen von ihnen in die Luft geworfen. Die Art nun, wie diese zu Boden flattern, die Verhältniszahl der schwarzen zu den weißen Schnitzeln, endlich das Muster, das sie im Fallen formen, das sind alles Umstände, die für die endgültige Entscheidung von Wert sind.

¹ Oder „die Niedriggeborenen“ könnten ihre Worte auch überseht werden.

Am Tage der Hochzeitsfeier werden Braut und Bräutigam in ihre Festgewänder gehüllt, zu denen auch der die erfolgreichen Krieger auszeichnende Kriegshut und ein langes Messer gehören, und hocken in der Mitte eines von Verwandten und Freunden gebildeten Kreises nieder. Bei den meisten Stämmen lauern Braut und Bräutigam Rücken an Rücken. Eine oder mehrere Priesterinnen umkreisen singend und tanzend das junge Paar und durchschneiden die Luft mit ihren Messern, um die bösen Geister zu vertreiben, die sonst das junge Paar angreifen würden. Bevor der Messertanz zu Ende geht, macht die Priesterin gewöhnlich leichte Schnitte in das Bein der Braut und des Bräutigams, preßt einige Tropfen Blut aus den Wunden und vermischt das Blut beider auf ihrem Messer. Dies geschieht anscheinend auch zu dem Zweck, böse Einflüsse unschädlich zu machen, die sonst der Eheschließung hinderlich werden könnten.

Essen und Trinken folgen nun dieser Feier. Der letzte Teil besteht darin, daß die jungen Hochzeitsleute zusammen aus einem Schädel trinken. Bevorzugt wird dabei ein Schädel, den der Bräutigam sich im Kampfe von einem Feinde selbst errungen hat; unter den Saiyals ist das heute noch der Fall, während die Bununs und Paiwans sich damit begnügen, aus den von ihren Vätern errungenen Schädeln zu trinken. Wieder andere Stämme, besonders die Amis und Piyumas, sind bereits so weit von den Sitten ihrer Väter abgewichen, daß auch ein Affenschädel oder der eines Hirsches diesen Dienst verrichtet, eine „Verweichlichung“, für die sie von den Saiyals tief verachtet werden.

Bei den meisten der ureinheimischen Stämme zieht nun das jungverheiratete Paar nicht zu den Eltern der Braut oder des Bräutigams, sondern gründet sich einen eigenen Haushalt; diese Sitte entspricht also wieder einmal mehr dem Oszident als dem Orient.

In einer Hütte aus Bambus oder aus Steinen, je nach dem Stamme, dem sie angehören, richten sie sich ein. Bei den Saiyals ist es üblich, daß die jungen Leute sich oft auf einige Tage nach der Hochzeit in den Wald oder das Dschungel zurück-

ziehen, und erst nach der Rückkehr aus diesen Flitterwochen geht der Bräutigam daran, sich ein Haus zu bauen, während die junge Frau von den Priesterinnen mit den Zeichen der Ehefrau tatauiert wird, eine Zeichnung, die sich von den Lippen bis zu den Ohren erstreckt und worüber später in dem Kapitel „Tatauierung“ die Rede sein soll. Die Taiyal-Frauen allein lassen sich ihre Gesichter entweder beim Eintritt der Pubertät oder nach der Hochzeit tatauieren. Unter einigen Gruppen, die in dem östlichen Teil des von den Taiyals bewohnten Gebiets leben, gibt es ein besonderes „Hochzeitshaus“, das heißt eine auf Pfählen von etwa zwanzig Fuß Höhe errichtete Hütte, worin jedes jungverheiratete Paar der Stammesgruppe die ersten fünf Tage und Nächte der jungen Ehe zubringt. Bevor das junge Paar die Hütte betritt, wird sie von den Priesterinnen unter Beschwörungen sorgfältig gereinigt.

Die Leute des Piyuma-Stammes bilden insofern eine Ausnahme, als sich bei ihnen die jungen Leute einen eigenen Haushalt einrichten. In diesem Stamme, der ebensowohl matriloal als matriarchal ist, begibt sich der junge Ehemann samt allen seinen Besitzümern in das Haus der Braut und wird von nun an als ein Mitglied ihrer Familie betrachtet.

Die jungverheirateten Paare unter den Paiwans, dem den Piyumas benachbarten Stamme, leben für eine Weile bei den Eltern der Braut, bevor sie sich ihr eigenes Heim errichten. Der Sage nach war dieser Stamm überhaupt matriloal, wie es die Piyumas noch immer sind. Unter gewissen Gruppen, auch der Umis, lebt das junge Paar eine Zeitlang bei den Eltern der Braut.

Bei keinem der Stämme fand ich nachweislich das Vorhandensein von Erogamie in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts. Dennoch sind die heiratsbeschränkenden Regeln für Verwandtenheiraten streng. Heirat zwischen Geschwisterkindern ist verboten oder wird wenigstens sehr ungern gesehen. Unter den Umis, Piyumas, den Esarisen und Paiwans wird eine Ehe mit einem Geschwisterkinde, das von seiten der Mutter stammt,

streng verboten. Unter den anderen Stämmen gilt die Ehe mit einem Geschwisterkinde der väterlichen Seite als verpönt. Es kommt kaum vor, daß die jungen Leute versuchen, diese Stammesgesetze zu übertreten.

Über die Dauer der Eheverbindungen wäre noch zu sagen: Unter den Wilden des Nordens, den Taiyals und Saisetts, ist die Ehetrennung zwischen Mann und Frau fast völlig unbekannt, mit Ausnahme jener schon früher angeführten Fälle, wo die Frau augenscheinlich aus gemischtem Zwergenblut stammt. Bei den südlichen Stämmen ist Scheidung dagegen viel häufiger und beruht in vielen Fällen auf gegenseitiger Unverträglichkeit. In solchen Fällen ist die Trennung meist friedvoller Natur, und beide Teile verheiraten sich häufig wieder. Bei den Amis hat die Zahl der Ehetrennungen und Wiederverheiratungen allerdings einen auffallenden Höhepunkt erreicht. Unter jungen Leuten währt eine Ehe oft nur zwei Jahre. Eine Ehe, die zwischen Leuten von fünfunddreißig Jahren und darüber geschlossen wird, wobei natürlich nach dem Brauch des Stammes beide Teile schon verheiratet waren, ist dagegen gewöhnlich von Dauer.

Die Kinder solcher Ehen auf Zeit gehen manchmal mit dem einen, manchmal mit dem anderen Teil. Die Art, wie sie sich miteinander einrichten, trägt immer ein freundschaftliches Gepräge. Sehr häufig entscheiden die Großeltern der Kinder über die Angelegenheit. Auch Priesterinnen werden darüber häufig um Rat gefragt, wie auch um anderer Dinge willen, die das individuelle Gedeihen oder die Wohlfahrt des Stammes betreffen.

6. Krankheit und Tod

Wie bei allen freudigen Anlässen, bei Eheschließungen, beim Erntefest und der Feier erfolgreicher Kriege oder Jagden die Amtshandlungen der Priesterin eine Notwendigkeit sind, so auch bei Krankheit und Todesfällen. Krankheit, mit Aus-

nahme von Verwundungen im Kampf, wird immer den Mächtschaften Übelwollender zugeschrieben, seien sie nun Lebende oder Tote. Das heißt, es kann ein lebender Feind sein, dessen machtvolles und übles Ottofu einem anderen Schmerz und Krankheit verursacht; aber auch der Geist eines toten Feindes kann einem Böses zufügen. Schwere Krankheit wird gewöhnlich den Geistern von Toten zugeschrieben, da man annimmt, daß eines Toten Geist mehr Macht habe als der eines Lebenden.

Natürlich kommt das Element des Schreckens zu solch einer Auffassung hinzu, auch das der Hilflosigkeit, da es einem bereits toten Feinde gegenüber keine Wiedervergeltung gibt. Der Vorteil ist also immer auf der Seite des Toten.

Sobald jemand erkrankt, wird eine Priesterin gerufen. Die erste Handlung, die sie vornimmt, ist, unter Absingung eines Spruches ein Bananenblatt über dem Patienten zu schwingen, offenbar in der Absicht, ein etwa übelwollendes Ottofu, das möglicherweise irgendwo in der Nähe herumschwebt, fortzuschrecken. Sodann kauert sie an der Seite des Kranken nieder und beginnt an jener Körperstelle zu saugen, wo der Patient den größten Schmerz empfindet, und darauf zu blasen. Von Zeit zu Zeit hält sie inne und wiegt sich im Takt der gesungenen Worte hin und her, während ihr Körper auf den Hacken ruht. Hat man Grund, anzunehmen, daß das Ottofu eines Lebenden die Krankheit bewirkt hat, dann wirft die Priesterin ihre weiß und schwarz gefärbten Bambusstreifchen in die Luft, und von dem Muster, das die herabfliegenden Stückchen bilden, wird die Entscheidung abhängen, wer für die Krankheit des Patienten verantwortlich ist. Der Schuldige wird hierauf von den Verwandten des Kranken zu Tode geheißt, denn Krankheit oder Leiden, das ein Lebender verursacht, vermag nur durch den Tod des Schuldigen geheilt zu werden.

Entscheidet sich dagegen die Priesterin dafür, daß das Ottofu eines Verstorbenen die Krankheit verursacht hat, dann gibt es nur ein Mittel dagegen, das jedenfalls nicht unversucht bleiben darf: Gebet und Fasten. Das Beten nimmt dann die Form

einer Gesangsanrufung an und wird oft wild und hysterisch. Ab und zu richtet sich die Priesterin unter dem Singen auf, springt auf die Füße und tanzt. Wahrscheinlich ist der Zweck ihres Gesanges der, des Kranken Ahnen zu beschwören und diese zu bestimmen, den Geist seines Feindes zu überwältigen. Überlebt der Patient die Beschwörungen und das Saugen und erholt sich, so wird seine Genesung selbstverständlich dem Eingriff der Priesterin zugeschrieben.

Bei vielen Untergruppen oder Stammesgruppen der Taiyals, besonders jenen, die im östlichen Teil des Taiyalgebietes leben, versucht die amtierende Priesterin in schweren Krankheitsfällen die Entscheidung der geisterhaften Vorfahren kennenzulernen, ob sie willens sind, dem Patienten die Gesundheit wieder zu schenken, oder ob sie die Zeit für gekommen halten, daß er sich ihnen beigeselle. Um dies zu ergründen, befragt sie ein Orakel in folgender Weise: Zunächst nimmt sie ein Bambusrohr, das vorn ein wenig gebogen ist, fest zwischen ihre Knie. Auf diesem Rohr balanciert sie einen Stein, durch den sie ein Loch gebohrt hat und der nun als heilig betrachtet wird. Über diesem Heiligtum schwenkt sie ihre Hände hin und her. Bleibt der Stein auf dem Rohr im Gleichgewicht, so glaubt sie, der Patient werde wieder gesund werden; fällt er dagegen zu Boden, so nimmt sie an, die Vorfahren seien darüber einig geworden, ihn zu sich zu rufen. In jedem Fall aber, wo der Tod als unvermeidlich gilt, versammeln sich die Freunde und Verwandten um den Sterbenden und geben seinem Geist ein heulendes Klagegeleit über die Brücke.

Die holländischen Reiseschilderungen des siebzehnten Jahrhunderts erzählen, daß es unter gewissen Ureinwohnern Formosas Sitte war (der Stamm wird nicht angegeben), einen Schwerkranken aus seiner Hütte zu tragen, einen Strick aus Pflanzenfasern oder gedrehten Weinranken um seinen Körper zu binden und ihn damit an dem gewaltsam niedergebogenen Ast eines Baumes zu befestigen, dann aber plötzlich den Ast fahren zu lassen, wodurch der Sterbende gewaltsam zu Boden geschleudert

wurde und das Genick und alle Glieder brach. Die Ureinwohner erzählten den Holländern, sie täten dies nur, um dem Sterbenden die Leiden zu verkürzen. Die holländischen Missionare, die diese besonders barbarische Handlung mit angesehen zu haben behaupten, schienen jedoch anzunehmen, daß das wahre Motiv darin bestand, sich selbst die Mühe der Krankenpflege zu sparen.

Wie sehr auch dieser Brauch in den Tagen der holländischen Besetzung Formosas vorgeherrscht haben mag, heute ist er offenbar völlig verschwunden. Weder gibt es etwas Ähnliches unter den Taiyals des Nordens noch auch irgendwo unter den verschiedenen Stämmen des Südens. Ob die Aufgabe dieser Sitte dem Einfluß der holländischen Missionare zuzuschreiben ist, vermag ich nicht zu sagen. Sollte das der Fall sein, so scheint diese barbarische Sitte doch nirgendwo wieder aufgenommen worden zu sein, denn heute werden die Kranken und Sterbenden sowohl bei den Stämmen des Nordens wie des Südens von Priesterinnen gepflegt, von den Mitgliedern der Familie beweint und, falls der Sterbende eine wichtigere Persönlichkeit ist, auch von anderen Leuten des Dorfes oder der Gemeinschaft so lange „beklagt“, bis der Atem den Körper vollends verlassen hat.

Nach dem Tode jedoch gibt es unter den verschiedenen Stämmen auch gewisse Unterschiede in der Behandlung des Leichnams. Bei den Taiyals, wie auch bei den kleineren Stämmen des Nordens, die die Gebräuche der Taiyals angenommen zu haben scheinen, wird die Leiche einfach in dem Hause gelassen, das dem Toten zu Lebzeiten gehörte. Ist die Leiche männlich, so werden die im Gebrauch gewesenen Waffen nebst Pfeife und Tabak bei ihr gelassen; ist sie weiblich, so bleiben Ackerbaugeräte, Hacke und spatenähnlicher Stock bei ihr, auch Tabak. Dagegen bleibt das von ihr benützte Webegerät nicht bei der Toten, wahrscheinlich wohl, weil es von einer Anzahl von Frauen mitbenutzt worden ist, während die übrigen Besitztümer der Toten allein gehörten. Wenigstens ist das die übliche Erklärung für diesen Unterschied. Vielleicht kommen

auch Bedenken praktischer Art in Betracht, da eine Haxe oder ein zum Graben hergerichteter Stock, wie ihn die Taiyalweiber gebrauchen, in viel kürzerer Zeit als einem Tage verfertigt werden kann, während es vieler Tage bedarf, um einen Webstuhl zu errichten.

Bei allen Leichen pflegt man auch ein wenig Nahrung und Wein zurückzulassen, als Anteil an dem Festessen, das jeder Erwachsene im Dorfe mit Einschluß der nächsten Verwandten des Verstorbenen mitmacht. Der Appetit der Verwandten scheint übrigens durch den Verlust durchaus nicht beeinträchtigt zu werden.

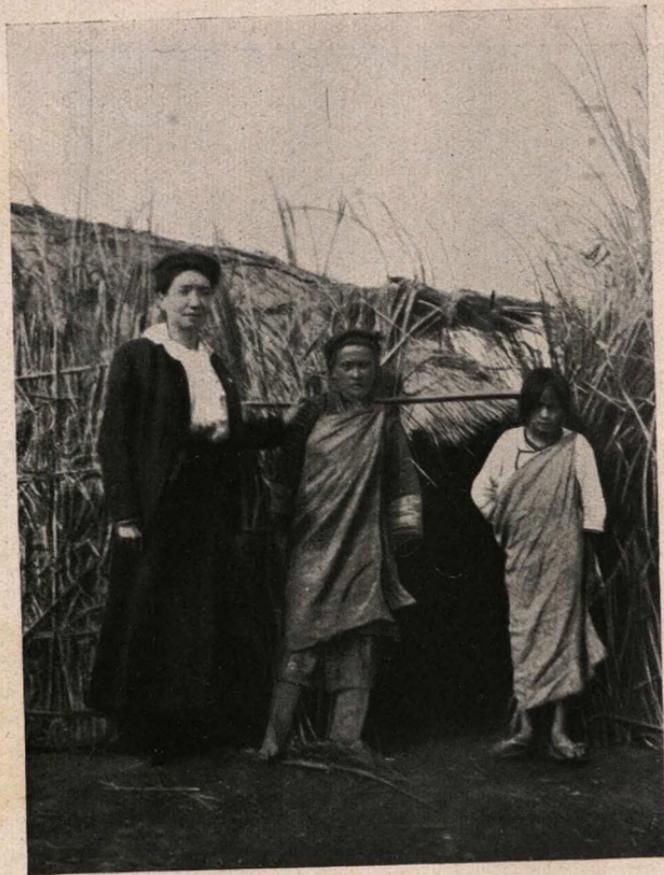
In allen Sterbehäusern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, war das Dach eingebrochen. Dies geschieht zu der Zeit, da die Trauernden das Haus verlassen; aber ob es die Absicht der Leute ist, die Leiche durch das Bedecken mit den Dachtrümmern, Bambus und Gras, vor Entweihung durch Hunde und andere Tiere zu schützen, oder ob es geschieht, um den Geist des Toten daran zu verhindern, das von ihm bewohnte Haus zu verlassen, ist eine offene Frage. Sicher stehen die Lebenden in großer Furcht vor dem „Ottofu“ des eben Verstorbenen. Dies wurde mir mehr als einmal zu verstehen gegeben, wenn ich es wagte, an eins oder das andere dieser verlassenen Häuser der Toten heranzugehen. Ich wurde jedesmal sanft zurückgezogen, und es wurde mir zugerant, daß ich in großer Gefahr sei. Da die Taiyalhäuser nur aus Bambus und einer Art groben Grases, das in den Bergen wächst, gebaut werden, so ist die Aufrichtung eines neuen Hauses für die Familie keine bedeutende Angelegenheit, besonders nicht, weil alle Männer des Dorfes an dem Hausbau regen Anteil nehmen. Die neue Wohnstätte wird stets in respektvoller Entfernung von der dem Toten überlassenen errichtet. Solch ein neues Taiyalhaus entsteht oft an einem einzigen Tage.

Es mag sein, daß die Verschiedenheit der Hausbauart und folglich auch der zur Errichtung notwendigen Zeit und Arbeit mit einem Grund für die Verschiedenheit der Totenbeisetzungs-

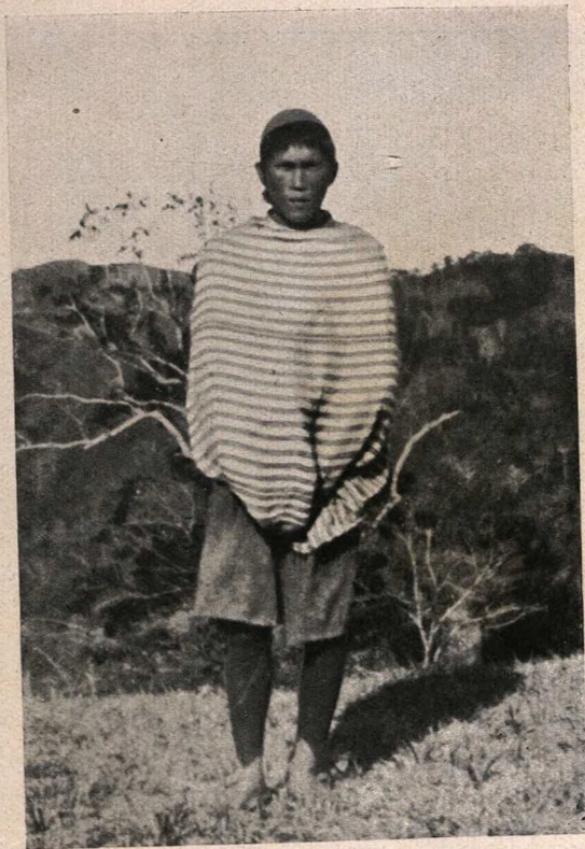
gebräuche bildet, sowohl bei den Taiyals als auch bei gewissen südlichen Stämmen, namentlich den Amis und Bununs. Diejenigen Amis, die hart an der Küste leben, haben die chinesische Sitte der Beerdigung des Toten außerhalb des Hauses angenommen. Aber die anderen, die mehr landeinwärts leben, folgen noch ihrem ursprünglichen Brauch, der mit dem der Paiwans und der östlichen Bununs übereinstimmt, nämlich der Beisetzung der Toten in kauernder Stellung unter dem Herdstein des Familienhauses. Schauerlich genug muß dieser Brauch dem westlichen Gemüt erscheinen, dazu zweifelsohne unhygienisch; jenen östlichen Stämmen ist es das Natürlichste von der Welt, und der Gedanke, damit Entsetzen oder Ekel im Gemüt eines anderen zu erregen, ist ihnen ebenso unglaublich als lächerlich. Die Häuser derer, die diese besondere Form der Beisetzung pflegen, werden hauptsächlich aus Schiefer gebaut (darüber ausführlich im nächsten Abschnitt). Eine oder mehrere Schieferplatten bilden den Herd, auf dem immer ein Feuer brennt oder während der trockenen Jahreszeit wenigstens glimmt.

Bei einem Todesfall in der Familie wird die Leiche mit groben Grassfasern in einer gebückten und kauernden Haltung zusammengebunden. Nach den üblichen Ceremonien, dem Festessen und den Klagegesängen, wird die Asche vom Herde fortgetraht, wobei man sich aber davor zu hüten hat, etwa die Glut erlöschen zu lassen. Diese muß notwendig weiterglimmen, da ihr Ausgehen und Kaltwerden als übles Zeichen gelten und dem „Ottofu“ des Verstorbenen mißfallen würde. Nun werden die Herdsteine herausgenommen, darauf gräbt man ein tiefes Loch an der Stelle, aus der man die Steine entnahm. Nachdem man diese Höhlung mit Gras ausgefüllert hat, wird der Körper in sie hinabgelassen, die gewöhnlichen Besitztümer des Verstorbenen dazu getan, die Herdsteine von neuem darübergelegt und das Feuer wiederum entzündet. Dann nimmt das Leben der übrigen Familienglieder wieder seinen Verlauf wie sonst.

Wenn bereits mehrere Personen des Haushaltes verstorben



17. Die Verfasserin mit Frauen des Taiyalstammes vor
einer Taiyalhütte
(Man beachte den niederen Eingang)



18. Ein Häuptling aus dem Taiyalstamm; sein
Messer hält er unter der Decke verborgen



19. Saiyalfrau am Webstuhl



20. Paiwandorf; die Häuser sind aus Schiefer gebaut und mehr als wandhoch in den gewachsenen Boden eingesenkt

sind, so ist natürlich der durch die Gräber ausgefüllte Platz größer, als daß er mit den Herdsteinen bedeckt werden könnte; dann werden die Gräber so eng aneinander gerückt, daß alle unter den Herd zu sitzen kommen. Ob das von vornherein geschah, damit die Hitze des Feuers die Körper um so schneller auflöse, kann ich nicht sagen. Der heute für die Befolgung dieses Brauches immer wieder von neuem angegebene Grund heißt in stetiger Wiederholung: „also taten unsere Väter“, eine Antwort, die uns in Verbindung mit unendlich vielen Gebräuchen die Frage aufdrängt, an welchem Punkt seiner Evolution der Mensch aufhört, sich mit einer solchen Begründung für das, was er tat oder ungetan ließ, zufrieden zu geben.

Die Beisetzungsgebräuche der westlichen Bununs oder gewisser Gemeinschaften unter ihnen erinnern an die von den holländischen Missionaren beschriebenen Sitten, wie sie zur Zeit der Ureinwohner jener Tage üblich waren. Unter den westlichen Bununs bekommen die Toten ein „grünes“ und ein „trockenes“ Begräbniß. Der Verstorbene wird bei gelinder Hitze neun Tage lang in dem Hause, in dem er starb, vor einem Feuer gedörft, während die Begräbnißfestlichkeiten derweilen ihren Verlauf nehmen. Dieser Prozeß dient dazu, den Körper zu mumifizieren. Ich selbst habe einer solchen Beerdigung nicht beigewohnt. Am Schluß des neunten Tages wird der Körper in Tücher gewunden und auf eine Plattform in die offene Luft hinausgestellt; ganz ähnlich wie bei den amerikanischen Indianern der westlichen Ebenen. Auch die Plattform selbst ist mit hausgewebten Tüchern umwunden. Sobald drei Jahre vorüber sind, werden die Knochen von der Plattform entfernt und unter dem Hause, das der Mensch bei Lebzeiten bewohnte, begraben. Diese zweite oder trockene Beerdigung wird, wie die erste und grüne, ebenfalls zur willkommenen Gelegenheit eines Festessens und Trinkens gemacht, wie überhaupt jede Zeremonie, sei sie fröhlicher oder trauriger Art. Nach diesem „trockenen Begräbniß“ ist der leidtragende Ehe teil berechtigt, eine neue Verbindung einzugehen. Vor dem Ablauf dreier Jahre derartiges zu beginnen, ist gegen

den Brauch des Stammes, kommt daher nie vor und gehört somit zu den moralischen Unmöglichkeiten.

Bei keinem einzigen der Formoser Stämme sah ich, daß Knochen der Verstorbenen als Zeichen der Trauer am Körper getragen wurden, wie das in einigen Gebieten Indonesiens geschieht. Nirgends auch gab es etwas, das dem „Suttee“ (Witwenverbrennung) oder einer anderen Form des Witwenopfers nach dem Tode des Gatten ähnlich wäre. Dies ist auch dort schwerlich zu erwarten, wo die Frauen die Oberhand haben wie in Formosa.

7. Wohnhäuser, Gewerbe, Schmuck

Um dieses Thema gründlich zu behandeln, würden wir einen ganzen Band benötigen. Hier will ich nur von jenen Formen reden, die entweder den Formosern allein eigentümlich sind oder eine Verwandtschaft mit anderen Völkern aufweisen.

Zunächst kommen wir auf die Wohnhäuser. Die Art ihrer Konstruktion ist je nach den Stämmen verschieden und ist schon im vorigen Kapitel im Zusammenhang mit Beerdigungsriten berührt worden. Die Häuser der Saiyals — einfache Schuppen aus Bambus und Gras — haben nur eine Tür, aber keine Fenster und erfordern nicht viel Beschreibung. Diese Hütten sind nur Schlafstellen, die Betten darin sind Bänke, die an die Wände angebaut werden, in ungefähr zwei Fuß Höhe vom Boden. Nur während des Regenwetters wird innerhalb des Hauses gewebt und gekocht. Das Innere der Hütte ist fast völlig dunkel, denn der Eingang ist schmal und so niedrig, daß selbst eine Frau sich bücken muß, um eintreten zu können (Bild 17). Die kleineren Stämme, deren Gebiet an das der Saiyals grenzt, bauen ebenfalls nach der Art ihrer mächtigeren Nachbarn.

Das Amivolk, wenigstens soweit es nahe bei der Küste lebt, baut mit rauh behauenen Planken oder jungen Bambusschößlingen, vielleicht infolge des chinesischen Einflusses (Bild 15).

Die Häuser der Bununs und Paiwans sind von größerer Festigkeit und beruhen auf einem völlig anderen Prinzip: ihre

Häuser sind vom Typus der Erdwohnungen. Bei diesen Stämmen heißt es daher: ein Haus „graben“, nicht bauen, da ein größerer Teil des Baues unterhalb der Erde liegt. Ein Raum von 10 zu 12 Fuß wird von Bäumen und Buschwerk gereinigt und darauf eine Grube von etwa 4—5 Fuß Tiefe gegraben. Die Seiten der Grube werden mit Schieferplatten ausgelegt, und diese Schieferwände werden sodann etwa 3 Fuß oberhalb der Erdoberfläche aufgebaut, so daß die Wandhöhe etwa 7 Fuß Höhe erreicht. Um das Dach zu errichten, werden zuerst Bambuspfähle von Wand zu Wand gezogen, sodann auf diese Schieferplatten gelagert, so daß das Haus dadurch ein ziemlich festes, aber höhlenartiges Aussehen erhält (Bild 20). Der Eindruck, dessen ein Fremder sich nicht erwehren kann, wenn er zum ersten Male ein Paiwan-Dorf betritt, ist seltsamer Art: er fragt sich, ob er nicht in ein Gnomenland versetzt worden ist und ob nicht ein unterirdisch wohnendes Volk, wie dieses, es war, das einst die Gnomentradiation schuf?

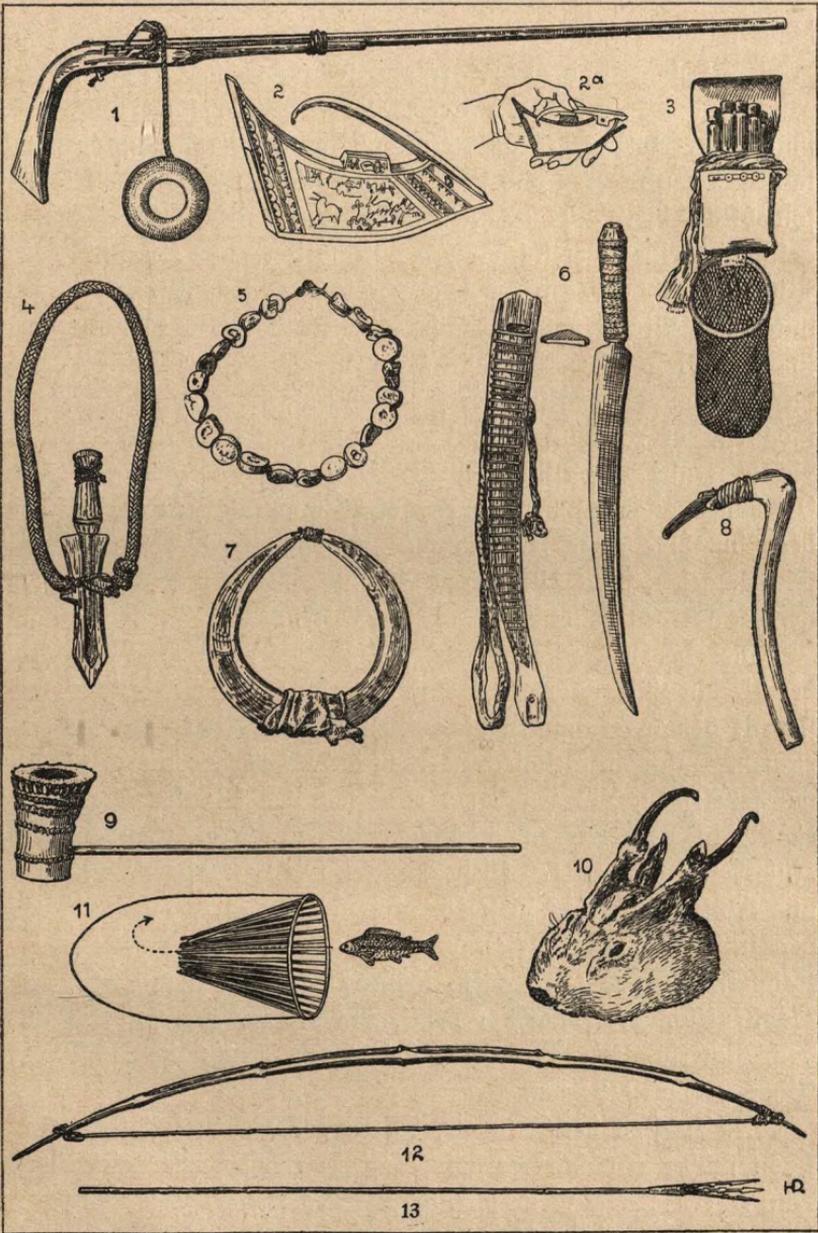
Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden die Schiefererdwohnungen zuallererst als Schutzstätten vor den kriegerischen und räuberischen Stämmen des Nordens errichtet. Und wenn man die Anzahl der Feindeschädel in Paiwandörfern in Betracht zieht, so müssen diese Schieferschutzhütten durchaus wirksam gewesen sein. Sonderbar genug sind die Junggesellenhäuser, in denen die jungen unverheirateten Männer leben; sie sind aus Holz gebaut und ruhen auf hohen Pfählen (Bild 9). Die eigentümliche Art des Eingangs in diese Junggesellenhäuser ist schon beschrieben worden. Zu jeder Zeit halten die jungen Männer einen Wachtposten bereit, damit er unter Umständen das Nahen eines Feindes anzeige. Geschieht das, so erschallt ein Warnungsruf, und darauf ziehen sich Frauen und Kinder in das Innere der Hütten zurück. Auch die verheirateten Männer stürzen in ihre Häuser, doch nur um ihre Waffen zusammenzuraffen. Hierauf vereinigen sie sich mit den Junggesellen, um mit ihnen gemeinsam einen Ausfall gegen den Feind zu unternehmen. Nur als letzte Zuflucht und wenn sie hart durch den Feind

Erklärungen zu nebenstehender Abbildung

1 Luntensflinte mit aus Rotang geflochtenem Hohlring zur Aufnahme der Lunte. Der Lauf der Flinte ist mit Rotang auf Vorschafst festgebunden. $\frac{1}{7}$ n. Gr. / 2 Pulverflasche aus Holz. Der federnde Deckel ist aus der Geweihstange eines Muntjakhirsches geschnitzt. $\frac{1}{2}$ n. Gr. / 2 a Durchschnitt durch die Pulverflasche. $\frac{1}{6}$ n. Gr. / 3 Patronentasche mit Pulvermaßen und Kugelbeutel. $\frac{1}{6}$ n. Gr. / 4 Dolch mit Holzscheide und aus Rotang geflochtenem Gehänge. $\frac{1}{6}$ n. Gr., Insel Botel Tobago. / 5 Halschmuck eines Kopffjägers aus auf Rotang gezogenen Pflanzenmarktscheiben. Jede Scheibe bedeutet einen erbeuteten Kopf. $\frac{1}{4}$ n. Gr. / 6 Kopffjägersmesser mit Holzscheide. $\frac{1}{6}$ n. Gr. / 7 Armband aus zwei zusammengebundenen Eberhauern. $\frac{1}{2}$ n. Gr. / 8 Hacke aus Eisen, mit Rotang auf einen Ast gebunden. $\frac{1}{6}$ n. Gr. / 9 Tabakspfeife mit Kopf aus dem Wurzelstück eines Bambus. $\frac{1}{2}$ n. Gr. / 10 Kappe aus der Kopfhaut eines Muntjakhirsches mit Geweih. $\frac{1}{6}$ n. Gr. / 11 Fangvorrichtung einer Fischfalle. 12 Bogen aus Bambus mit Rotangsehne. $\frac{1}{6}$ n. Gr. / 13 Fischpfeil mit gezahnten Holzspitzen. $\frac{1}{6}$ n. Gr. (Lindenmuseum, Stuttgart.)

bedrängt werden, ziehen sich sowohl Junggesellen als Verheiratete in die Hütten zurück und halten sich, durch Türen und Fenster schießend, den Feind vom Leibe. Unter den Paiwans hat das Haus eines Häuptlings gewöhnlich drei Fenster, das Haus eines gewöhnlichen Mannes nur eines, seltener zwei. Infolgedessen ist diese Art der Verteidigung manchmal erfolgreich. Unter den friedlichen Bamis, den Bewohnern der winzigen Insel Botel Tobago, sind keine Schieferhäuser zu finden. Die Familienhäuser und die „langen Häuser“ der Junggesellen sind Abarten von „Pfahlbauten“.

So sehr auch die Wohnhäuser der verschiedenen Stämme voneinander abweichen mögen, so sind doch die Hirschespeicher aller Stämme nach einem und demselben Muster errichtet. In jedem Dorfe gibt es einen allgemeinen Hirschespeicher, eine manchmal aus Holz, manchmal aus Bambus erbaute, immer auf Pfählen stehende Hütte, 5 oder 6 Fuß über dem Boden. Oben am Ende der Pfähle befindet sich ein kreisförmiges Stück Holz — bei den Paiwans wird dieses durch eine Schieferplatte ersetzt —, das Ratten, Mäuse und ähnliches Kleinvieh am Hineinschlüpfen



Erklärungen auf Seite 100

hindern soll. (Auf Botel Tobago sind Ratten und Mäuse eine größere Plage als auf Formosa selbst, weil es dort weder Hunde noch Katzen gibt.) Dieses Holz- oder Schieferstück, von ihnen „Rokto“, wörtlich „Rattenverhinderer“, genannt, wird in den Kornspeichern und Lagerräumen vieler ozeanischer Völker, sowohl auf den Lu-Chu-Inseln wie auch teilweise in Melanefien, gefunden, eine Übereinstimmung, die weiter nicht erstaunlich ist. Viel überraschender ist es dagegen, den gleichen Kunstgriff auch unter den Ainus von Hokkaido und Sachalin in Gebrauch zu finden. Diese Tatsache kann dazu dienen, die Theorie umzuwerfen, daß die Kultur der Formoser Ureinwohner von reiner indonesischer Herkunft sei; die Vermutung liegt nahe, daß in diesem Falle die Ainus einen Gebrauch von ihren südlichen Nachbarn angenommen haben, sofern man sich nicht einfach mit der Annahme einer sogenannten „unabhängigen Herkunft“ zufrieden geben will, über deren Für und Wider hier nicht weiter geredet werden soll.

Viel bemerkenswerter als die Wohnhäuser und Speicher der Ureinwohner Formosas sind ihre langen Hängebrücken, die sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aus Bambus errichten. Zusammengehalten werden diese Brücken nur mit Rotwildfellriemen, oder auch zuweilen mit den Ranken einer sehr zähen, in den Bergen wachsenden Weinpflanze. Mit großer Kühnheit schlingen sich diese Brücken über gewaltige Abgründe und Klüfte, deren es viele im Innern der Insel gibt, insbesondere in jenen bergigen, von den Taiyal-, Bunun- und Paiwan-Stämmen bewohnten Teilen. Heute werden sie nach Form und Konstruktionsart sogar von den Japanern nachgeahmt, und nur das Material ist ein anderes, Stahl und Draht an Stelle von Bambus und Riemen.

Die Waffen der Männer, Messer, Bogen und Pfeile, sind schon früher erwähnt worden. Sowohl Messer wie Pfeilspitzen wurden früher aus Feuerstein hergestellt: seit vielen Jahren schon wird Eisen dazu benützt, das man durch Tauschhandel zuerst von den Chinesen und seit kurzem von den Japanern erlangte.

Die wenigen noch vorhandenen Steinmesser werden als geheiligt angesehen und von den Priesterinnen bei Gelegenheit von Heiratszeremonien und Krankheitsfällen benützt, um ein böses „Ottofu“ abzuwenden, wie in den früheren Kapiteln erwähnt worden ist. Die Messer sind nicht von der welligen „Kris“-Art, wie sie viele malaiische Völker in Gebrauch haben, sondern haben eine Krümmung, wobei die scharfe Kante sich auf der Außenseite der Krümmung befindet (Fig. 6, Seite 101).

Die Scheide dieses Messers besteht aus einem einzigen ausgehöhlten Stück Holz. Quer über den ausgehöhlten Teil sind gedrehte Riemen aus Hirschhaut oder Bambusstreifen oder, soweit diese zu erlangen sind, dünne Zinnstreifen befestigt, damit das Messer in seiner Scheide sitzt. Alte Konservendbüchsen werden jetzt eifrig zu diesem Zweck gesucht; viel an Wild und Hirse wird im Tausch dafür geboten. Die Scheide eines Häuptlings oder eines geehrten und erfolgreichen Kriegers wird mit farbigen Rieseln, die in das Holz eingelegt sind, geschmückt, oder auch, wie bei den am Meeresufer lebenden Amis, mit kleinen Muscheln oder Perlmutterstückchen verziert. Der Messergriff wird mit Draht umspinnen, sofern Draht überhaupt erhältlich ist. Draht wird überaus hochgeschätzt und als Schmuckgegenstand von Wert betrachtet, den man eifrig zu erhandeln sucht. Als Pfeifenschmuck wird er ebenfalls gerne verwendet. Man trägt ihn auch um den Arm gewunden, und sowohl Männer als Frauen tragen Armbänder aus Draht. Große Draht-Ohringe sind ausschließlicher Männerschmuck.

Das gewöhnliche Werkzeug jeder Frau ist ihre Hirschhacke, die schon beschrieben worden ist (Seite 64). Aber der ganze Stolz eines Haushalts und der Hausfrau ist der Webstuhl. Die Konstruktion kann durch einen Blick auf die beigegefügte Abbildung leichter verständlich gemacht werden als durch ausführliche Beschreibung (Bild 19). Im ganzen genommen kann man sagen, daß der Webstuhl vom indonesischen Typus ist, aber die trogartige Einrichtung — der ausgehöhlte Block, um welchen herum die Weberkette gewickelt ist — scheint sich nur in Formosa

entwickelt zu haben. Ich wüßte nicht, daß er noch irgendwo sonst in Indonnesien, Melanesien oder Polynesien vorkäme.

Das Zeug, das auf diesem Webstuhl gewoben wird, ist aus einer Art einheimischen Hanfes gemacht, der in den Bergen wächst. Der einzige erhältliche Farbstoff zum Färben des Hanfes wird aus dem Saft einer ebenfalls in den Bergen wachsenden Knolle gewonnen. Diese Knolle gleicht etwa einer sehr großen und stark runzeligen Kartoffel, und der von ihr erzielte Saft ist von schokoladebrauner Farbe. Es ist Brauch, das Zeug in Streifen zu weben, so daß farblose und farbige Streifen miteinander abwechseln. Das Ergebnis wirkt nicht unschön, und der Stoff ist sehr haltbar und kann fast jeder Anspannung widerstehen. Rein Stamm ist jedoch mit dem matten Farbton zufrieden, den ihnen ihre farbenspendende Knolle gibt, und so haben die meisten von ihnen für Jahre voraus durch Tauschhandel billige chinesische Decken von leuchtendem Karmoisinrot erstanden, die sie vorsichtig auseinanderfasern. Mit dem dadurch erhaltenen Garn sticken sie phantastevolle Muster in ihr Gewebe. Oft kommt dabei ein wirklich künstlerischer Sinn zur Geltung, häufig freilich auch reine Phantasterei.

Außer den auf dem Webstuhl bereiteten Stoffen machen die Frauen auch Nestaschen mit Hilfe eines Bambusweberschiffchens und eines Maschenzählers, denen nicht unähnlich, welche die amerikanischen Indianerinnen der westlichen Ebenen im Gebrauch haben. Diese Taschen sind von zweierlei Größe. Die größeren dienen dazu, Hirse und andere Vorräte zu tragen; die kleineren sind gerade groß genug, um einen menschlichen Kopf zu fassen. Auf die Verfertigung solcher Beutel wird die größte Sorgfalt und die meiste Zeit verwendet. Jeder Krieger ist Besitzer eines Beutels. Neben seinem Messer ist solch eine Tasche sein allerwertvollster Besitz und ein Gegenstand, den er immer auf seinen Kopfsjagdexpeditionen bei sich führt. Ist seine Jagd erfolgreich gewesen, so steckt der Kopf seines Feindes in dem Beutel.

Eine Frau, die keine gute Weberin oder Verfertigerin von

Beuteln ist, wird von den anderen Weibern gering geschätzt, aber auch von den Männern. Wie schon erwähnt wurde, herrscht der Glaube, daß eine solche Frau nach ihrem Tode nicht fähig sein wird, die Brücke, die in das Land der Seligkeit führt, zu überschreiten, wo ihre geschickteren Schwestern und die erfolgreichen Kopffäger wohnen. Im Taiyal-Stamm ist dieser Glaube besonders verbreitet.

In der Korbflechterei und im Verfertigen von Kappen und Mützen sind die Frauen ebenso geschickt wie im Weben. Eine Mütze ist jedoch kaum etwas anderes als ein umgestülpter Korb mit einer Art Visier. Dies gilt für alle Stämme. Unter den Paiwans wird die Kappe des erfolgreichen Kriegers und jetzt auch des glücklichen Jägers vorne, gerade über dem Gesicht, mit einer Art Rosette aus den Zähnen wilder Eber verziert. Das ist ein Ehrenabzeichen, unter den Paiwans ebenso bedeutsam wie das Tatauierungsabzeichen am Kinn des erfolgreichen Taiyalkriegers.

Während in all diesen Handfertigkeiten die verschiedenen Stämme auf ziemlich gleicher Stufe stehen, gibt es große Unterschiede der Geschicklichkeitsgrade in der Töpferei. Hier ragen die Amis durchaus hervor, wenn auch ihre Töpfe roh sind im Vergleich mit denen der Völker der Südpazifikländer. Die Amis gebrauchen weder eine Drehscheibe noch kennen sie einen Aufwicklungsprozeß bei der Verfertigung. Ihre Töpfe werden zunächst roh mit der Hand geformt (Bild 22). Hierauf wird, während der Lehm noch weich ist, ein runder, mit der Linken festgehaltener Stein in das Innere des Gefäßes eingeführt, während die Rechte den Topf um den Stein rundum zu drehen strebt. Häufig bedient man sich auch zu dieser Drehbewegung eines flachen, rudernähnlichen Unterlagebrettes, und diese Handhabung kann vielleicht eine Annäherung an die Arbeit mit der Drehscheibe genannt werden. In jedem Fall werden die letzten abrundenden Handgriffe mit einem schaufelartigen Stock ausgeführt, welcher gebraucht wird, um das Innere des Gefäßes zu glätten und es richtig zu formen. Zuerst wird der Topf in

der Sonne getrocknet, darauf in einem Feuer gebacken, das gewöhnlich aus Stroh und Berggras entfacht wird.

Auch die Yamis von Botel Tobago sind geschickte Töpfer. Ihre Töpfe erinnern im Äußeren an die der Melanesier; die anderen Stämme aber sind in ihren Versuchen, Töpfe zu verfertigen, noch sehr roh und ungeschickt. Ihre Machwerke werden obenhin mit der Hand gefertigt und sind, da sie beständig zerbrechen, offenbar vor dem Gebrauch zu wenig im Feuer gehärtet worden. Die Folge davon ist, daß die meisten Stämme heute Röhren aus Bambus benützen, um Wasser zu tragen. Zum Kochen benützen sie Körbe, die sie innen und außen mit einer Schicht von Ton belegt haben. Diese ersetzen ihnen die Töpfe.

Wir haben Grund anzunehmen, daß die Töpferei früher einmal mehr in Blüte stand als heutzutage, denn unter den meisten Stämmen gibt es eine Sage, derzufolge ihre Vorfahren sich auf Verfertigung irdener Gefäße verstanden. Die Taiwans besitzen diese Sage zugleich mit anderen Stämmen, aber sie bewahren auch seit vielen Generationen mehrere Töpfe auf, die mit größerer Geschicklichkeit hergestellt worden sind, als der Stamm heute aufbrächte. Wie lange Zeit seit der Entstehung der Töpfe vergangen sein mag, ist schwer zu sagen. Sie behaupten, die Gefäße seien von ihren Vorfahren gemacht worden, und diese hätten ihre Herstellungsart wiederum von den „Ottofu“ ihrer Ahnen gelernt. Solche Gefäße werden als etwas ungemein Heiliges betrachtet und sind vor dem Hause des Stammeshäuptlings aufgestellt. Ja sie gelten für so heilig, daß nur der Häuptling oder seine nächsten Familienglieder und die Hauptpriesterin sie berühren dürfen. Für jeden anderen ist es „parischa“ (streng verboten), auch nur in die Nähe („eines Körpers Länge“) dieser geheiligten Gefäße zu kommen, geschweige denn, sie zu berühren. In Formosa, mit Ausnahme der Ami- und Yamistämme, wie auch in Polynesien, scheinen geschickt verfertigte Töpferwaren zu den Dingen zu gehören, die nicht mehr hergestellt werden. Die mit der Ernte und Zubereitung von Hirse zu-

sammenhängenden Geräte, wie ein kurzes gekrümmtes Messer zum Schneiden (früher aus Stein, heute gewöhnlich aus Eisen), eine Worfelschaufel aus Korbgewebe, außerdem eine Mörtelkeule aus Holz, sind Gegenstände, die denen nicht unähnlich sind, wie sie von anderen malaiischen Völkern gebraucht werden; auch gleichen sie den Geräten, die von Japanern und Chinesen beim Ernten und Worfeln von Reis benützt werden. Die Ureinwohner jedoch, mit Ausnahme jener, die unter chinesische oder japanische Herrschaft gekommen sind, sehen mit Geringschätzung auf die Reissesser herab und halten sie für unrein, gerade in derselben Weise, wie diese ihrerseits auf die Fleisch- und Kartoffeleesser herabsehen. Alle Ureinwohner aber betrachten Hirse als geheiligte Nahrung, deren Genuß ihren Ahnen von noch weiter zurückreichenden göttlichen Ahnen offenbart und auch befohlen wurde.

Die Uckerbaugerätschaften der Umis der Ostküste sind geschickter verfertigt als jene der anderen Stämme. Wahrscheinlich ist das dem Einfluß der Chinesen zu verdanken.

Die Umis an der Küste stellen auch eine scharfsinnig ausgedachte Fischfalle aus Bambus her. Auf der Innenseite ist sie mit scharfen Dornen besetzt, die nach innen zeigen und so als Widerhaken dienen (Fig. 11, Seite 101).

Erwähnt wurde bereits die aus Bambus gefertigte Maultrommel, ein Instrument, das durch Hineinblasen zum Tönen gebracht wird; es ist fast allen Stämmen gemeinsam.

Außerdem besitzen die Taiyal- und Tsuou-Stämme noch zwei andere Instrumente, die Nasenflöte und den musikalischen Bogen. Es ist möglich, daß auch andere Stämme sie gebrauchen, aber ich glaube nicht, daß sie allgemein verbreitet sind. Tatsächlich fand ich sie nur unter den Taiyals und Tsuou. Unter diesen Stämmen wird die Nasenflöte nur von Männern benützt. Ihrem Charakter nach ist sie halbsakral, da sie nur zu festlichen Gelegenheiten gespielt wird, gewöhnlich bei Gelegenheit der Festfeier eines Sieges über einen anderen Stamm. Nicht einmal eine Priesterin darf jemals die Nasenflöte spielen. Das ist

vielmehr der ausschließliche Vorzug des starken Geschlechts, ebenso wie der Akt der Enthauptung eines Feindes es ist. Offenbar steht dieser Vorgang mit der zu seiner Feier erschallenden Nasenflöte in Beziehung. Auch der musikalische Bogen wird gewöhnlich von Männern gespielt, obgleich auch Priesterinnen ihn zuweilen als Begleitinstrument zu ihren Betgefangen benutzen, besonders bei Erntefeiern und ähnlichen Festen.

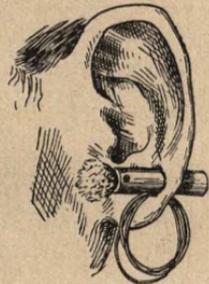
Über Schmuckgegenstände wäre zu sagen, daß die Frauen aller Stämme außer den Drahtarmbändern, von denen schon die Rede war, auch Halsketten aus kleinen, rechteckigen Knochenstückchen tragen. Diese sind sorgfältig poliert, auf Sehnen aneinander gereiht und den Beckenknochen des Kleinwüchsigen Formosa-Hirsches entnommen. Die Bamifrauen tragen auch Halsketten aus Samenkörnern, zuweilen auch aus Muscheln.

Der hervorragendste Schmuck der Frau aber besteht aus den Bambusröhren, die, in kurze Pflöcke geschnitten, in die Löcher ihrer ausgeweiteten Ohrläppchen eingeführt werden, so gut es eben geht. Leuchtend farbiges Garn und getrocknetes Gras wird in die Bambusröhre gesteckt und bildet an jedem Ende dieses mächtigen Ohrringes eine Art Rosette. Dieser Schmuck wird von den Stammesleuten als außerordentlich schön angesehen. Je größer das Bambusstück ist, das das Ohrläppchen zu tragen vermag, ohne zu reißen, um so begeisterter wird seine Besitzerin bewundert (Figur Seite 109).

8. Tatauierung und andere Formen der Verstümmelung

Eine Form der Verstümmelung, nämlich die Ohrläppchen zu durchbohren, wurde schon im vorigen Abschnitt erwähnt. Dieses „Durchbohren“ aber beschreibt die Operation nur sehr ungenügend, es ist vielmehr ein Wegschneiden des größten Theils des Ohrläppchens, so daß nur ein dünner Fleischring zurückbleibt, durch den sodann der Bambuspflöck hindurchgepreßt wird.

Von den schmückenden Garn- oder Grasrosetten zu beiden Seiten dieses Bambuspflöckes war ebenfalls schon die Rede. Auch Männer tragen solche Bambuspflöcke in den Ohren, nie aber sah ich sie bei ihnen mit Rosetten verziert. Die männliche Eitelkeit scheint eine andere Form des Ohrschmucks zu bevorzugen: sie lieben es, Drahtringe zwischen den Ohrpflock und das dieses tragende schmale Streifchen Fleisch zu zwängen, manchmal sogar mehrere. So hängen denn solche Drahtringe von den Ohren und klirren beim Gehen des Besitzers, wenn er das Glück hatte, genug Draht zu erlangen, um deren mehrere für ein Ohr zu verfertigen. Dieses neue Gewicht, das zu dem bereits vorhandenen hinzukommt und das dünne Fleischstreifchen beschwert, bringt dieses manchmal zum Reißen. Der Mann aber, dem das passiert, findet wenig Anteilnahme; er wird für einen Schwächling gehalten und mit Hohn behandelt. Die Ohrpflöcke, wie sie von Männern des Paiwan-Stammes getragen werden, sind vielleicht noch größer als die anderer Stämme. Aus diesem Grunde werden die Paiwans von den Chinesen „die Großohren“, Tao-he-lan genannt.



Ohrpflock

Die schmerzlichste Form von Verstümmelung, die allen Stämmen eigentümlich ist, mit Ausnahme der Amis, ist das Ausschlagen der zwei oberen seitlichen Schneidezähne. Das ist eine Art Pubertätszeremonie, die sowohl für Knaben als für Mädchen gilt, wenn sie das Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren erlangt haben. Unter den Taihals werden die Zähne, statt mit hölzernen Blöcken, oft mit gedrehtem Chinagrass oder mit einem Faden vom Webstuhl ausgezogen. Diese Handlung wird gewöhnlich von der Priesterin ausgeführt, obwohl auch zuweilen unter den Stammeseinheiten die Ehre, die Zahnzeremonie zu übernehmen, einem tapferen und erfolgreichen Krieger übertragen wird. Der für diese Operation angegebene Grund ist der, daß, da die Buben und die Mädchen nun keine

Kinder mehr sind, sie auch aufhören müssen, Affen und Hunden zu gleichen, die nicht den Verstand besitzen, ihre Zähne zu entfernen. Da jedoch dieselbe Sitte tatsächlich unter allen primitiven Völkern besteht, so ist die gegebene Erklärung recht zweifelhafter Art und ist sicherlich nur „zurechtgemacht“, um die Neugierde der Weißen zu befriedigen, die närrisch genug sind, einen „Grund“ für eine Sitte haben zu wollen, welche alle einsichtsvollen und wohlherzogenen Leute ganz selbstverständlich befolgen.

Das Tatauieren ist eine Verstümmelungsform, die von den zwei großen Stämmen, den Taiyals und Paiwans, geübt wird. Während auch der kleine Saifett-Stamm das bei den Taiyals herrschende System nachahmt, halten sich die Sfarisen und Piyumas an das der Paiwans. Das Taiyal-System ist das ausgesprochenste und scheint den größten Wert darauf zu legen, daß die Stellung der tatauierten Persönlichkeit im Stamme klar bezeichnet wird. Die Taiyals tatauieren ihre Abzeichen auf dem Gesicht. Ist ein Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, fünf Jahre alt, so bekommt es auf die Stirn eine Anzahl von horizontalen Linien eintatauiert, jeder Strich etwa einen Zentimeter lang. Diese Striche werden wiederholt, immer einer über dem anderen, von einem Punkt zwischen den Augenbrauen an bis zu einem anderen gerade unter den Haarwurzeln. Wenn das Muster fertig ist, macht es den Eindruck eines feingestreiften Rechtecks, ist etwa einen Zentimeter breit und fünf Zentimeter hoch. Gewöhnlich werden mehrere Kinder zu gleicher Zeit tatauiert, und bei dieser Gelegenheit wird dann auch ein Fest veranstaltet. Bei dieser Feier werden die Kinder förmlich als Mitglieder des Stammes aufgenommen. Von nun an haben sie an dessen Vorrechten teil, und man erwartet von ihnen, daß sie auch die Pflichten und Lasten übernehmen. Gewöhnlich um diese Zeit werden auch die Knaben veranlaßt, ihre Hand auf die von ihren Vätern erbeuteten Schädel zu legen, wovon früher schon die Rede war.

Immer tatauiert ein Erwachsener, gewöhnlich die Priesterin,

das Kind. Dieses ruht auf dem Boden, während der Tatauierer hinter dem Kinde steht und seine Stirn mit einem Tatauierwerkzeug trifft. Dieses Instrument ist ein Stück Bambus, manchmal auch ein Stück Holz, mit einer Anzahl Dornen darin, etwa sechs bis zehn, die an einem Ende befestigt werden. Das Ganze gleicht etwa einer Miniaturbürste. Heute werden statt der Dornen manchmal auch von den Japanern im Tauschhandel erlangte Nadeln in das Tatauierwerkzeug eingelassen. Oft hält der Tatauierer einen Holzpflock in der anderen Hand, um damit das Tatauierwerkzeug, das auf der Stirn des Kindes aufliegt, zu beschweren. Es scheint notwendig zu sein, daß Blut bei dem Vorgang fließt. Dieses wird weggewischt; in die punktierte Linie wird eine Art Lampenruß gerieben, der durch das Verbrennen öliger Nüsse gewonnen wird. Das Ergebnis ist dann das oben erwähnte Muster.



Tatauierung der Frauen auf Formosa

Die gleiche Methode wird von der Priesterin beim Tatauieren einer Braut angewandt, worüber ausführlich im Kapitel über Heirat und Ehe berichtet worden ist. In diesem Fall jedoch erstreckt sich die Tatauierung auf die Wangen; auch ist das Muster von dem bei der Kindertatauierung üblichen ganz verschieden. Das Frauenmuster bedeckt beide Wangen und führt vom Munde aus nach den Ohren hin, in etwas aufwärts gekrümmten Linien, zwischen deren je dreien oder vierten eine Reihe von liegenden Kreuzchen sich befindet. Das ist das am häufigsten gebrauchte Muster. In manchen Fällen jedoch wird ein anderes Muster bei den Frauen gesehen, die sich durch irgend etwas ausgezeichnet haben; es ist daher vielleicht ein Abzeichen von Rang und Ehre. Das Muster beginnt mit

drei parallelen sich krümmenden Linien, es folgt ein kleiner Zwischenraum, dann wieder eine Linie und unmittelbar unter dieser zwei Reihen liegender Kreuzchen. Die untere Kreuzchenreihe ruht sozusagen auf einer anderen Linie; wieder ein kleiner Zwischenraum, dann wieder vier parallele Linien. Das ganze Muster, wenn vollendet, gleicht etwa dem auf Seite 111 abgebildeten Entwurf.

Wenn die Braut in der besprochenen Art und Weise tatauiert wird, so gebührt natürlich dem Bräutigam ebenfalls eine Tatauierung; jedoch muß sie bei ihm schon vor der Ehe vollzogen worden sein, damit sichtbar werde, daß er ein erfolgreicher Krieger und demnach berechtigt sei, in den Ehestand zu treten. Diese Ehrenabzeichen bestehen in einer Reihe etwas längerer gerader Streifen als diejenigen es sind, die in die Stirne des Kindes geritzt werden, aber hier bedecken die Striche das Rinn. Eine solche Tatauierung bedeutet, daß der tapfere Jüngling schon wenigstens einen Kopf in seinem Gutmuthen aufweisen kann, obgleich freilich in diesen armseligen Tagen es auch ein von seinem Vater geköpftes Haupt sein mag, auf das einst seine jungen Hände gelegt wurden. Im Gefühl einer bedrückenden Demütigung und mit vielen entschuldigenden Erklärungen wird jedoch das Bekenntnis vorgebracht, daß diese gerühmte Tapferkeit eigentlich nur stellvertretender Art ist.

Unter den Paiwans werden die erfolgreichen Krieger auf Schultern, Brust und Armen tatauiert, manchmal auf allen diesen Körperteilen, doch wird von ihnen weniger Gewicht darauf gelegt, als es unter den Taiyals der Fall ist. Die Sitte scheint den Paiwans eine größere Freiheit in der Wahl des Musters zu gestatten, das bei ihnen einen mehr schmückenden Charakter trägt. Es ist jedoch möglich, daß künftige Forschungen ein ebenso bestimmtes Tatauierungssystem unter den Paiwans wie unter den Taiyals auffinden.

Paiwanfrauen werden nur auf der Außenseite ihrer Hände tatauiert: kleine Reihen von Linien, die sich manchmal Vier-



21. Frauen des Amistammes beim Wassertragen; die Lehmgefäße werden von ihnen selbst verfertigt



22. Amisfrau bei der Töpferarbeit

ecken, manchmal Kreisen nähern. Auch die Frauen der Lu-Chu-Inseln haben einen ähnlichen Brauch.

Die Sitte der Beschneidung schien nirgends unter den Formosa-Stämmen zu bestehen, weder als Ritus im Säuglingsalter noch auch zur Pubertätszeit. Auch sah ich nirgends eine Spur von Fingerverstümmelung, wie sie unter manchen Völkern in Afrika und auch, wie ich glaube, unter einigen australischen Stämmen nachzuweisen ist. Noch weniger müssen die jungen Männer die überaus schmerzlichen Initiationsriten durchmachen, wie sie von den jungen Leuten mancher nordamerikanischer Indianerstämme, insbesondere bei den Siour, gefordert werden — wie zum Beispiel das Aufgehängtwerden an einer Rute, die quer durch das Schulterfleisch gebohrt wird, oder das Gehen über brennende Kohlen u. dgl. Der schmerzlichste Brauch, dem die jungen Leute in Formosa ausgesetzt sind, ist das Ausziehen der Zähne, und dies wird gewöhnlich mit stoischem Gleichmut ertragen. Oft rühmen sich nachher sowohl Jüngling als auch Jungfrau mit großem Stolze, daß man ihre Zunge durch die Zähne hindurch zu sehen vermöge. So versäumen sie auch keine Gelegenheit, diese Tatsache durch ein breites Lächeln so oft als möglich zu beweisen.

9. Verkehrswesen

Dieses Thema könnte mit ein paar Worten erledigt werden — so wenig ist irgendeine Beförderungsart unter den Ureinwohnern entwickelt worden, die weniger primitiv ist, als es menschliche Schultern sind —, wenn es sich nicht um zwei Tatsachen handelte, die interessante Fragen zu stellen Gelegenheit geben. Die eine hat mit der Beförderung zu Lande, die andere mit der zu Wasser zu tun.

Betrachten wir die erste: Der einzige Stamm, der irgendeine Art Gefährt auf Rädern benützt oder irgend etwas von einem Trag- oder Zugtier weiß, sind die Amis. Ihr Gefährt ist ein primitiver zweiräderiger Karren, und das Interessanteste

an diesem Karren ist, daß die Räder massiv und unbeweglich sind und fest mit der Achse zusammenhängen, so daß diese sich gleichzeitig mit jeder Umdrehung der Räder dreht. In der That erinnert der Bau dieses Karrens viel mehr an eine gewaltige Egge als an ein zur Beförderung geeignetes Gefährt. Die Amis sind jedoch ungeheuer stolz auf diese Erfindung, die, wie sie behaupten, bei ihnen durch die „Weißen Väter“ — offenbar die Holländer — der rühmlichen alten Zeit eingeführt wurde. Der Karren wird von einem Wasserbüffel gezogen, einem Abkömmling jener Büffel, die von den Holländern nach Formosa gebracht wurden.

Eine Frage von Belang ist nun, ob die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts wirklich Karren von einem so primitiven Typus besaßen, wie die heute von den Amis benutzten Gefährte es sind. Ist es nicht vielmehr wahrscheinlicher, daß, als die von den Holländern eingeführten Karren in Verfall gerieten, die Amis in ihren Bemühungen, den ursprünglichen Bau zu wiederholen, unwillkürlich auf eine Gefährtsform verfielen, wie sie der Mensch zur Zeit der Morgendämmerung der Geschichte gebrauchte? In den alten Gräbern von Sypern sind Lehmmodelle von Wagen gefunden worden, die ebenfalls mit massiven Rädern ausgestattet sind. Zuweilen sind die Radspeichen auf den Lehm gemalt. Auch gibt es darunter Modelle, die mit Sicherheit auf Gefährte mit Blockrädern schließen lassen.

Es ist überflüssig, zu sagen, daß das Ami-Gefährt ein qualvolles Knarren hervorbringt, wenn es über die rauhen Wege der Ostküste rattert. Dies scheint jedoch in den Augen seiner Besitzer ein besonderer Vorzug zu sein.

Ob der heutige Karrentypus die Rückbildung eines höher entwickelten Gefährtes, wie es einmal den Amis bekannt war, darstellt oder nicht, wird schwer mit Sicherheit festzustellen sein. Beim Wassertransport ist es jedoch sicher, daß Rückbildung unter den Amis wie auch unter den anderen Formoser Stämmen stattgefunden hat, sowohl hinsichtlich des Bootsbaues wie auch in der Schiffahrtkunst überhaupt. Die Überlieferung der Ur-

einwohner berichtet einstimmig, daß ihre Vorfahren geschickte Seefahrer waren und den Bau von Booten so weit beherrschten, daß diese für längere Seefahrten tauglich waren. Aber die Fischerflöße, die heute noch bei den an den Küsten lebenden Stämmen in Gebrauch sind, können nicht einmal zu einer noch so kurzen Reise benützt werden, ebensowenig wie die aus Planken gezimmerten Kanus, wie sie einige Stammeseinheiten der Amis, die nahe bei Pinan leben, in deutlicher, wenn auch roher Nachahmung der chinesischen Dschunken bauen.

Von allen Ureinwohnern sind die geschicktesten Bootsbauer die Yamis von Botel Tobago. Ihre Boote wie auch ihre Töpferwaren gleichen mehr jenen der Melanesier der Salomonsinseln als denen der anderen

Stämme Formosas.

Diese Boote sind nicht einfach Einbäume, sondern werden aus Baum-



Boot der Taiyal und Tsuou

stämmen gezimmert, die mit Breitbeilen geglättet und durch die in die Ränder gebohrten Löcher mit Weidenruten zusammengebunden werden. Bug und Heck sind in anmutigen Kurven gerundet. So bieten diese Boote ein zwar malerisches und anziehendes Bild, taugen aber doch nicht zu längeren Fahrten.

Daß die Stämme, die im Innern der Insel leben, die Schiffahrt nicht weiter gepflegt haben, ist nicht erstaunlich, da es auf der Ostseite der Gebirgskette, wo sich das den „Wilden“ überlassene Gebiet befindet, keine schiffbaren Flüsse gibt, und in den Bergen nur einen einzigen See. Das ist der wunderschöne „Sitsugetsutan“, „Sonne-und-Mond-See“ von den Japanern genannt, während die Missionare ihm den Namen „Candidiussee“ beilegen, nach dem Pater Candidius, der ihn im siebzehnten Jahrhundert entdeckte. Auf diesem See plantschen die Taiyal- und Tsuou-Leute, die an ihm leben, in ihren ausgehöhlten Kanus umher, die zu dem allerprimitivsten Bootstypus gehören. Nach beiden Seiten haben diese Boote offene Enden und sind also möglichst ungeeignet zum Schifffen (s. Abb.).

Ein Sturm auf dem See veranlaßt die Leute, in ihren armseligen Rähnen schleunigst ans Ufer zu rudern. Jedoch weder die Amis noch die Yamis können für sich die Entschuldigung anführen wie die im Innern der Insel lebenden Stämme. Vor diesen beiden Stämmen liegt das offene Meer. Ihre Vorfahren schifften kühn darüber hin. Daß sie also sowohl ihre Seetüchtigkeit eingebüßt wie die Fähigkeit verloren haben, gute und haltbare Fahrzeuge zu bauen, ist sehr sonderbar; ebenso seltsam wie die Tatsache, daß viele Stämme die Kunst der Töpferei vergessen haben, die der Überlieferung gemäß, und auch nach den wenigen von den Paiwans aufbewahrten Exemplaren zu urteilen, ihre Vorfahren kannten.

Ob der Verlust dieser Künste darauf schließen läßt, daß es den Stämmen, seitdem sie in Formosa leben, an so gutem Material gefehlt habe, um damit seetüchtige Boote oder haltbare Töpferwaren herzustellen, wie sie solche in dem Lande besaßen, aus dem sie kamen, oder ob sie nicht am Ende ein „alterndes Volk“ sind, das die Kraft verloren hat, mit dem Leben fertig zu werden, und das heute weder erfinderische Fähigkeiten noch technisches Geschick besitzt — diese Frage zu beantworten, fühle ich mich nicht berufen.

10. Zukunftsmöglichkeiten

Ob die Formoser Ureinwohner ein „dekadentes“ Volk sind — in dem Sinne wie das vorige Kapitel andeutet — oder ob sie ein „primitives“ Volk sind, das erst am Anfang eines langen Stammeslebens steht, eines Lebens voller Möglichkeiten intellektueller und sozialer Entwicklung —, dies ist eine Frage, die aller Wahrscheinlichkeit nach niemals beantwortet werden wird. Keine Rasse, wie stark auch ihre Männlichkeit oder Entwicklungsmöglichkeit sei, vermag auf lange Zeit den militärischen Despotismus eines Siegevolfes zu überleben, besonders aber nicht, wenn dieses Siegevolf beständig unbarmherzige Methoden anwendet, um die Rassenindividualitäten der besiegten Völker zu

erdrücken. Es ist wahrscheinlich, daß die Ureinwohner Formosas unter der Herrschaft der Japaner in einigen Jahrzehnten, höchstens aber in ein bis zwei Jahrhunderten als Volk aufgehört haben werden zu bestehen. Wenn nicht etwa ihr Traum, einst von der Herrschaft sowohl der Japaner wie der Chinesen durch „weiße Retter aus dem Westen“ erlöst zu werden, sich doch noch erfüllen sollte! Und heute scheint dazu wahrlich keine Aussicht zu sein! Auch hat sich leider, wenn wir ehrlich sein wollen, der weiße Mann nicht immer als „Retter“ und Heiland für die ureinheimischen Rassen erwiesen, mit denen er jeweils in Berührung kam. Wie Bertrand Russell neulich scharfsinnig in bezug auf Japans Politik in China bemerkte: „Japan hat hierbei nur christliche Sitten nachgeahmt.“ Es ist jedoch möglich, daß Russell, wenn er im März 1919 in Korea gewesen wäre und die zu jener Zeit dort ausgeübten unerhörten Grausamkeiten mit angesehen hätte, Grausamkeiten, die damals besonders scharfsinnige und teuflische Torturmethode von seiten des japanischen Beamtentums gegenüber den unbewaffneten Koreanern zeitigten, die sogar gegen Frauen und Kinder geübt wurden, seinen Ausspruch dahin geändert hätte, daß das heutige Japan christliche Moral nachahmt, wie diese zur Zeit der Inquisition war. Daß Japan kein „christliches Land“ ist, hat in diesem Falle keine Bedeutung, da ja der Buddhismus genau so wie das Christentum Nachsicht, Güte und Milde in sich einschließt und ganz besonders als Grundton seines Wesens die „Harmlosigkeit“ betont.

Der Glaube der Ureinwohner Formosas jedoch, sowohl an die Macht wie an die Güte des weißen Mannes und der weißen Frau, ist im höchsten Grade ergreifend! Nicht den Bemühungen der heutigen Missionare ist dieser Glaube zuzuschreiben, da sich diese darauf beschränkt haben, die Formoser Chinesen, die man tatsächlich als Formoser der Ebene kennt, zu christianisieren. O nein! Die für die weiße Rasse von den Ureinwohnern gehegte fromme Verehrung ist das Ergebnis der holländischen Besetzung, die vor dreihundert Jahren stattfand. Diese Ver-

ehrung ist demnach zur Überlieferung geworden, die seit vielen Generationen lebendig geblieben ist und vom Vater auf den Sohn übergeht.

Nachwort

Nun zu den allgemeinen Maßstäben von Recht und Unrecht, wie sie unter den Eingeborenen in Formosa bestehen. Ist es wirklich das Schrecklichste, sich beispielsweise während eines Abendspazierganges in Gefahr zu befinden, seinen Kopf zu verlieren — wenn einer sich nämlich allzunah an feindliche Gebiet heranwagt — (vorausgesetzt, daß er selbst nicht der Erste wäre, sich des Kopfes seines Feindes zu versichern), dafür aber zu wissen, daß ein einmal von Freund oder Feind gegebenes Wort niemals gebrochen werden würde? Zu wissen, daß ein Schloß nie vonnöten wäre, um eines Menschen Besitztümer zu schützen; daß eine Lebensversicherung überhaupt nicht in Betracht käme, weil, wenn einer vorzeitig stürbe, sowohl sein Weib wie auch seine Kinder mit Selbstverständlichkeit zugleich mit den anderen Gliedern der Gemeinschaft versorgt werden würden, zu wissen, daß vaterlose Kinder und deren Mütter nicht einmal eines besonderen Anlasses zur Erweckung der Barmherzigkeit bedürften, sondern daß sie sogar ein wenig besser gestellt wären als andere Gemeinschaftsglieder, da die Witwe gewöhnlich Priesterin wird und als solche mehr Macht und Einfluß in der Gemeinschaft hat als eine gewöhnliche Frau?

Wäre es nicht beispielsweise besser, zu wissen, daß Kampf, Mord, Totschlag und plötzlicher Tod immer vorhandene Möglichkeiten sind, wenn man nun einmal Mann und Krieger ist, dafür aber zu wissen, daß das Leben, solange es wahrte, immer ein sorgloses sei, daß, wenn einen Alter oder Krankheit jemals packten, man versorgt sei, und zwar nicht aus Mitleid und Barmherzigkeit, sondern ganz selbstverständlich, daß man vor Alter und Krankheit und arbeitslosen Tagen nicht zu zittern braucht? Zu leben, wissend, daß ein plötzlicher Tod, wenn auch schnell

und ziemlich schmerzlos — eines Tages unser Los oder das unseres Mannes sein könnte, — dennoch aber gewiß zu sein, daß man sein reichlich Teil an Kleidern, Feuerung und Nahrung bekommt und ein Heim besitzt, das in keiner Hinsicht schlechter ist als das der übrigen — oder zu leben wie jene Armen inmitten der christlichen Zivilisation der großen Hauptstädte leben, und zu sterben wie sie sterben — — — was von beiden, frage ich, wäre vorzuziehen?

Ich versuchte einst, einem meiner Freunde unter den Ureinwohnern Formosas etwas von den wirtschaftlichen Bedingungen aus der Welt des weißen Mannes und des modernen Japan zu erklären. Die Tatsache, daß einer mehr erhalten sollte als ein anderer, ohne daß dieser durch schlechtes Betragen seines Teiles verlustig gegangen wäre, war ebenso schwer für meinen Freund zu verstehen, als daß ein Mensch, der willens war, zu arbeiten, nicht arbeiten könne, oder daß es nicht genug Nahrung für alle gebe. Ebenso unverständlich war ihm die Prostitutionsfrage wie auch der Umstand, daß es eine Schande für einen sein solle, von dem Gemeinwesen ernährt zu werden, wenn man zu alt oder zu krank zum Arbeiten sei. „Aber“, sagte er da, „wie können denn Frauen, die so leben, gesunde Söhne und Töchter haben?“

„Und wie können sie gute Priesterinnen für das Volk sein?“ fragte eine alte Priesterin, die dabei stand. „Solche Frauen zerstören ja den Glauben!“ fügte sie hinzu, „bauen ihn aber nicht zur Führung der Menschen auf.“

Ich gab einige Münzen den Männern und Frauen aus dem Yamistamme. Sie begannen sie in dünne Platten zu schlagen und damit Bierat für ihre Helme zu machen. Auch den Amis gab ich Münzen. Sie drillten Löcher hinein und befestigten sie in der Art ornamentaler Knöpfe an ihre Decken. Die Münzen, die ich den Paiwans gab, steckten sie in die Löcher ihrer Ohren, mit Ausnahme eines einzigen Kriegers, der seine ni-ju-sen-Münze¹ zwischen die Oberzähne, die seine

¹ Ni-ju-sen, japanische Münze im Werte eines halben Schillings.

Münze dekorierten, befestigte. Die Taiyal-Priesterin, der ich eine go-ju-sen-Münze¹ schenkte, besah sie ehrfurchtsvoll und wickelte sie sorgfältig in ein Bananenblatt. Kurz darauf sah ich sie am Bette eines Kranken sitzen, die Münze auf einer Bambusrute, die sie fest zwischen ihren Knien hielt, balancieren. Der bei solchen Gelegenheiten benutzte Stein war durch die funkelnde Silbermünze ersetzt worden.

Die Taiyals schienen anzunehmen, daß ein besonders mächtiges Ottofu mit der Silbermünze verbunden sei, vielleicht benutzten die „weißen Väter“ und auch die Chinesen und Japaner diese schimmernden Stücke, um damit die Ottofu längst verstorbener Vorfahren aus dem Zwischenreich herabzuziehen. Aus diesem Grunde waren die Münzen gewiß mächtig geworden. Daß solche Ottofumünzen als Tauschmittel unter verschiedenen Stämmen gebraucht werden könnten, wenn sie gerade nicht im Kriege miteinander standen, — das fanden sie begreiflich, aber daß sie unter Gliedern desselben Stammes notwendig sein sollten, das war ihnen vollkommen unverständlich. Sicherlich könne es nicht der Fall sein, daß ein Mann für sich allein ein Tier schlachte, wenn seine Brüder hungern, oder ein Weib etwa Hirse nur für ihre eigenen Kinder mahle, wenn auch die Kinder anderer Frauen nach Brot verlangten.

Ebenso wenig wollte es mir gelingen, meinen wilden Freunden die Segnungen der Zivilisation in sozialen Angelegenheiten begreiflich zu machen. Sie konnten nur so viel verstehen, daß unter den Erleuchteten der Welt es für einen Mann irgendwie verboten sein müsse, ebenso viele glänzende Münzen, ebensoviel Nahrung und Trank, ein ebenso gutes, vor dem Winde schützendes Haus und ebensoviel Feuerung zu besitzen wie ein anderer. Irgendwie mußten die glänzenden Ottofu doch diese Segnungen herbeiziehen. Warum aber war es einem Mann verboten, mehr zu haben als ein anderer? Diese Frage schien sie sehr zu bedrängen, bis zuletzt ein Taiyalmann darauf kam, daß zweifelsohne die Weißen, die „von Gott Abstammenden“, in

¹Go-ju-sen, japanische Münze im Wert eines Schillings.

ihrer Weisheit wüßten, welche unter ihren Brüdern die Würdigsten, die Edelsten, die Heiligsten seien, und daher diesen der größte Teil der Ottofumünzen vorbehalten sei.

Als meine Freunde von den Tabus, die mit den glänzenden Münzen in Zusammenhang gebracht würden, hörten, wollten sie noch mehr von den Tabus der Großen erfahren. Waren das auch Tabus wie ihre eigenen? Tabus, die junge Männer und Jungfrauen umgaben und diese daran hinderten, ein unzartes Wort zu hören oder eine grobe Geste zu sehen, Tabus, die die Heiraten zu naher Verwandten hinderten . . . ?

„Ja, jawohl!“ beeilte ich mich zu erwidern. „Unter den besseren Klassen werden alle diese Tabus beachtet und befolgt.“

„Aber“, unterbrachen meine Freunde, „was bedeuten denn eigentlich Klassen? Und wenn es mehr als eine Klasse unter dem gleichen Volk gibt, warum sollen dann die jungen Mädchen einer Klasse besser beschützt werden als die einer anderen?“

Wieder aber vermochten sie es nicht, meine Versuche, die Sache logisch zu erklären, zu erfassen. Aber eine Priesterin forderte noch mehr und genaueres Wissen über das Tabu des weißen Mannes und besonders desjenigen der weißen Frau. War es Tabu für einen Ehemann, brutal zu seiner Frau zu sein? „Jawohl, unter den besseren Leuten.“ Weiter aber fragte die Priesterin: „Und ist es einem Ehemann verboten, in seinen Aufmerksamkeiten seiner Frau gegenüber zudringlich zu sein? Ist die Frau überhaupt Tabu für ihn bis zur Geburt ihres Kindes und einige Zeit nachher? Ist ein ungetreuer Gatte so sehr Tabu, daß kein einziges sich respektierendes Glied der Gemeinschaft, weder Mann noch Frau, ihn anreden, oder etwa für seine Nahrung sorgen würde, also daß er in die Wälder fliehen und leben müsse wie ein Ausgestoßener?“

Ich versuchte ihnen zu erklären, daß das schwer zu wissen sei, daß man dessen nicht sicher sein könne, da es ja einige Punkte gebe, da weder Mann noch Frau die Wahrheit sagen würde.

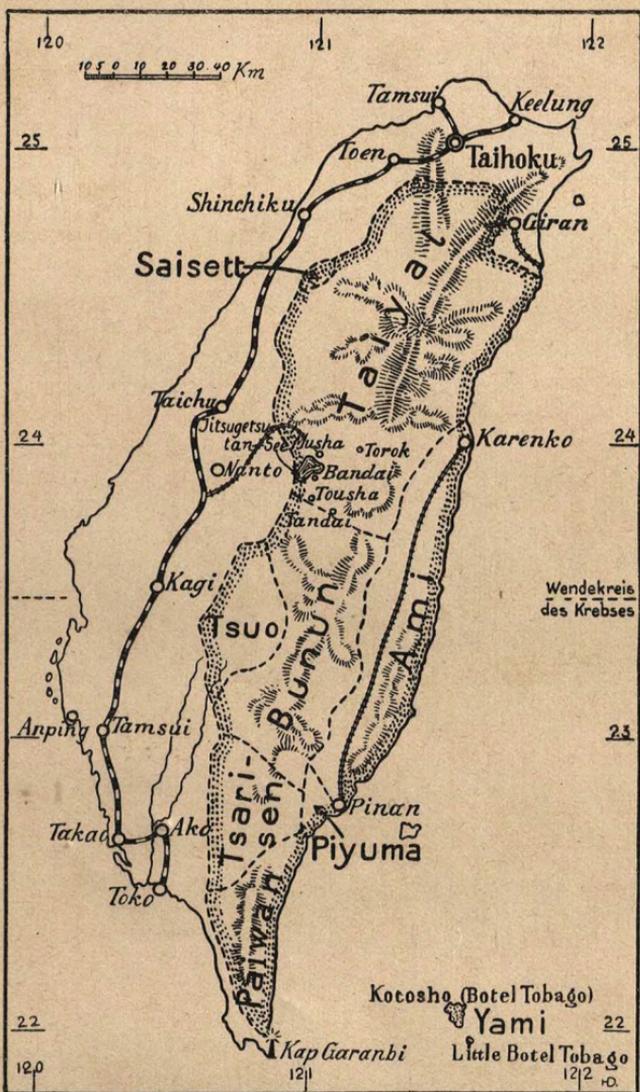
„Aber nein! Nicht die Wahrheit sagen!“ riefen meine Freunde

im Chor. „Sicher aber sind die Flüche der Vorfahren auf den Häuptern derer, die nicht die Wahrheit sagen!“

Und ich versuchte, mir eine Zivilisation vorzustellen — gleichviel ob weiß oder gelb —, in welcher Männer und Frauen immer die genaue Wahrheit sprächen, nichts hinzufügend, nichts unterdrückend, allwo Ja-ja immer Ja, und Nein-nein immer Nein bedeutete; wo der Hinzusatz: was darüber ist, das ist vom Übel, auch tatsächlich gelebt würde und somit ungesprochen blieb. Und noch heute versuche ich es, mir vorzustellen, was Zivilisation unter diesen Bedingungen für uns bedeuten könnte.

Seit meinem Aufenthalt unter den Männern und Frauen, die in den Bergen von Formosa leben, hat das Wort „Zivilisation“ einen seltsamen neuen Sinn für mich bekommen. Ja, es ist eine neue Quelle des Staunens für mich geworden!





Karte der Insel Formosa

-  Gebiet der Urbewohner
-  Grenzen der einzelnen Stämme
-  Eisenbahn und  Stosswagenbahnen der Japaner.

Namen- und Sachregister

- Ackerbaugeräte 107
 Aëtas 23 50
 Ahnenverehrung 72
 Alinus 102
 Aliu-sen (militärische Grenzlinie der Japaner) 46
 Allvater-Idee 68
 Amerikanische Indianer 48
 Ami-Stamm 29 45 46 48
 — Ehe 85 87 89 91
 — Krankheit und Tod 96
 — Religion 66 ff. 84
 — Sitten und Gebräuche 29 30 55 57 58 62 63 67
 — Verkehrsweisen 113 f.
 — Wohnhäuser, Gewerbe und Schmuck 98 105 107
 Amoy-Dialekt 37 47
 Andamanen 50 65
 Anping 10 14
 Arapani 71
 Ashitaga-Dynastie 10

 Bartfing (Gottheit) 68
 Baumanbetung 74
 Beriberi 39
 Bootsbau 30 115
 Botel Tobago 43 48 56 82 83 100 102 106
 Bullock, E. L. (früher britischer Konsul in Sakaö) 48
 Bunun-Stamm 26 45
 — Ehe 89
 — Kopffagd 53 56 59

 Bunun-Stamm, Krankheit und Tod 97
 — Religion 73 f.
 — Wohnhäuser 98

 Candidius (holländischer Missionar) 41
 Candidiussee 115
 Chinesisches 5 17 37 ff.
 Chin-huan 47 48 66 67 85
 Cogett (holländischer Gouverneur) 16

 Dayaks von Borneo 53
 Dgagha (Gottheit) 68

 Ehegebräuche 84 ff.
 Eingeborene, Bevölkerungszahl 37
 — Raffemerkmale 42 ff.
 — Soziale Gliederung 52 ff.
 — Zukunftsmöglichkeiten 116 ff.
 Erdwohnungen 99
 Exogamie 90

 Feueranzünden 75 ff.

 Garanbi (Kap) 6
 Gewerbe, Wohnhäuser, Schmuck 98 ff.
 Giran 26
 Götzenbilder 71

 Hackbaukultur 64
 Haktas 12 37
 Hängebrücken 102
 Heirat und Ehe 84 ff.

- Sirfpeicher 100
 Hochzeitshäuser 90
 Holländische Einflüsse 68 70 84 93f.
 114 f.
 — Überlieferungen 13 15f. 40f.
- Japanisches 2 ff. 37 ff.
 Ishii (japanischer Gelehrter) 45
 Junggesellenhäuser 62f. 99f.
- Kairing (Gottheit) 68
 Kalapiat (Gottheit) 68
 Karento 27
 Keane ("Man Past and Present") 48
 Keelung 5 11 15 17 18 21
 Rindermord 62
 Kofkinga (japanischer Räuberhaupt-
 mann) 11 f. 16
 Kopffagd 52 ff.
 Korbflechterei 52 ff.
 Krankheit und Tod 91 ff.
- Lu-Chu-Inseln 9 17 82 102
- Malaiischer Typus 48
 Mantrommel 87 107
 Meeresgottanbetung 82
 Messertanz 89
 Ming-Dynastie 10
 Mondverehrung 72f.
 Mutterrecht 60 ff. 118 ff.
- Nagasaki 1
 Nasenflöte 107
 Nestaschen 104
- Ohrenschmuck 108f.
 Ottofu (Schutzgeist) 80 92 95 96 103
 106
- Paitwan-Stamm 45 46 48
 — Ehe 85 87 89 90
 — Kopffagd 53 56
- Paitwan-Stamm, Religion 71 72
 — Sagen 57
 — Schmuck und Tatauierung 109 110
 — Sitten und Gebräuche 58 61 62
 63 67 84
 — Wohnhäuser 98f.
- Papua-Verwandtschaft 48
 Pepo-huan 47 48
 Pescadores (Inselgruppe) 7 11 12
 Pfeilkonstruktion 60
 Pinan 70
 Piyuma-Stamm 45
 — Ehe 85 89
 — Religion 70
 — Sitten und Gebräuche 58 61 62
- Religiöse Anschauungen 68 ff.
 Reversz (holländischer Admiral) 14
- Saifett-Stamm 45 46
 — Ehe 91
 — Religion 82
 — Tatauierung 110
 Schädeltrunk 89
 Schieferschutzhütten 99
 Schlangenerehrung 71 f.
 Schmuck, Gewerbe, Wohnhäuser 99 ff.
 Seban (Kopffäger) 33 66
 Sek-huan 29 47 48
 Sonne-und-Mond-See 115
 Spanisches 14
 Stammeseinteilung 45
 Steinmesser 103
 Sui-Dynastie 7
- Sabatrauchen 55
 Sagalogs 42
 Taihoku 4 19 21 46
 Tainan 11 13
 Taiwan 5 10
 Taiyal-Stamm 26 31 42 45 46 47 48
 50

- Taiyal-Stamm, Ehe 84 f. 88 90
 — Gewerbe 107
 — Kopffagd 53 56 59
 — Krankheit und Tod 93
 — Religion 75 ff.
 — Schmuck 109 110
 — Sitten und Gebräuche 58 60 64 66
 67
 — Wohnhäuser 98 ff.
 Takao 26
 Takafago 11
 Tamsui 15
 Taruko-Gruppe 49 81
 Tatauierung 108 ff.
 Tod, Krankheit 91 ff.
 Töpferei 105
 Tsarifen-Stamm 45
 — Ehe 90
 Tfuou-Stamm 45
 — Ehe 87
 — Gewerbe 107
- Tfuou-Stamm, Religion 73 f.
 — Sitten und Gebräuche 62
 Vogelflugbeobachtung 80 88
 Wasserbüffel 15
 Webstuhl 103 f.
 Wohnhäuser 98 ff.
 Yami-Stamm 43 45 48
 — Bootsbau 115
 — Gewerbe 106
 — Religion 82 f.
 — Schmuck 108
 — Sitten und Gebräuche 62
 — Wohnhäuser 100
 Yuan-Dynastie 9
 Zelandia (Fort) 14
 Zukunftsmöglichkeiten der Eingeborenen 116 ff.
 Zwergraffe 50



Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart
Johannesstraße 11a

Prof. Dr. Theodor Koch-Grünberg
Zwei Jahre bei den Indianern
Nordwest-Brasiliens

4. und 5. Tausend, XII und 416 Seiten / 12 Kupfertiefdrucke und 48 Abbildungen
Halbleinen / Ganzleinen / Halbleder

Hamburger Fremdenblatt: Die ethnographischen Forschungsergebnisse werden hier in einer äußerst anziehenden und spannenden Reiseschilderung dargelegt.

Prof. Dr. Theodor Herzog
Vom Urwald zu den Gletschern
der Cordillere

Zweite, veränderte und vermehrte Auflage
8 Kupfertiefdrucke und 96 Bilder auf Kunstdruckpapier

Das wissenschaftlich, literarisch und kulturell wertvolle Buch läßt uns Einblicke tun in die fabelhafte Vegetationspracht des Urwaldes, der märchenhaften Blütengärten der östlichen Savannen und in die Einsamkeit und poetische Ruhe des Hochgebirges. Es entwirft aber auch farbenreiche Bilder des Indianerlebens, des Missionswesens und der eigenartigen kulturellen Verhältnisse dieser abgelegensten Landesteile.

Erland Nordenstiöld
Indianer und Weiße in Nordostbolivien

5. und 6. Tausend / 35 Tafeln, 1 Karte und 90 Abbildungen im Text
Halbleinenband / Ganzleinenband

Rölnner Tageblatt: Raum hat mich ein Werk sympathischer berührt, als die Arbeit des bekannten Schweden.

Erland Nordenstiöld
Traumsagen aus den Anden

Gebunden

Erriener Zeitung: Ein Stimmungsbuch voll bestrickender Reize, lyrischer Einfälle, wie sie schöner kaum noch zu finden sind.





4192